~~349~~ ~~114~~

Kann 8 Tage behalten werden.

A 353

P

8

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-812188-p0002-6

Unterhaltungen

für

angehende Cavallerie-Officiere

über

verschiedene Gegenstände des Dienstes, der Reitkunst und Pferdekenntnis.

Herausgegeben

von

Seyfert von Tennecker,

Lieutenant beym Churſächsischen Husaren-Regimente, Verfasser der Bruchstücke über Kenntnisse von Pferden und die Krankheiten dieser Thiere.

Erster Heft.

Freyberg, 1797.
in der Crazischen Buchhandlung.

L 90/

Vorrede.

Da ich gar nicht den Vorsatz habe über den höhern Cavalleriedienst ein vollkommenes Werk zu schreiben, so schränke ich den Plan meiner kleinen Schrift nur auf Unterhaltungen ein, die nicht an einander gereihet sind, und in keiner unzertrennlichen Verbindung mit einander stehen. Ich schrieb sie in dienstleeren Stunden als eine Unterhaltung für andere und für mich selbst nieder. Belehren wollte ich dabey nie, da ich zu sehr fühle, wie sehr ich noch selbst des belehrenden Unterrichts in jeder Rücksicht der Wissenschaften eines Cavallerie-Officiers bedarf. So wie diese

Aufsätze

Aufsätze ihre Entstehung blos einigen geschäftlosen Stunden zu verdanken haben: so sind sie auch nur als eine Unterhaltung in solchen für meine jungen, noch unerfahrnen Cameraden bestimmt.

Bekannt mit meinen Schwächen, ist es schon Stolz genug, zu erwarten, daß ich vielleicht in diesen Stunden Unterhaltungen verdränge, die weniger gute, dienstnützliche Folgen haben, die weniger die Aufmerksamkeit beschäftigen, als die Durchlesung dieser kleinen Schrift, deren behandelte Gegenstände vielleicht nicht nach den Regeln der Beredsamkeit vorgetragen seyn werden und deren aus meinen eigenen Begriffen geschöpften Darstellungen mehrere Male Zurechtweisungen bedürfen; welche ich jedoch mit desto grössern Danke annehmen werde, je mehr ich fühle, wie sehr ich sie verdiene. Kaum würde ich es gewagt haben meine Aufsätze

über

über verschiedene Gegenstände des militairischen Dienstes, der Reitkunst, der Pferdekenntnis, der Krankheiten dieser Thiere und so weiter, der Welt bekannt zu machen, wenn ich nicht durch die schonende, nachsichtige und mich belehrende Beurtheilung der Jenaischen Literatur-Zeitung sowohl als auch der allgemeinen teutschen Bibliothek über meine erste Schrift dazu aufgefodert worden wäre. Gewiß würde ich auch einer mir eben so schmeichelhaften als aller Achtung werthen Auffoderung schon längstens nachgekommen seyn, wenn mich nicht eine zweyjährige Campagne davon abgehalten hätte. In der dritten Campagne schrieb ich diese Unterhaltungen. Ein Umstand, der mir einiges Recht giebt, auf Nachsicht Anspruch zu machen.

Durch den Titel habe ich diese Schrift zwar nur als Unterhaltungen für Cavalleristen angekündigt, doch wird ihr Inhalt

viel-

vielleicht auch für einen Infanteristen nicht uninteressant seyn, da sie theils das Allgemeine des militairischen Dienstes, theils Pferdekenntnis, die Wartung, Altererforschung, Krankheiten, Beschläge, Zäumung und Dreßirung dieser Thiere wie auch Anweisung zum Reiten im Allgemeinen enthalten, worüber man oft eine kleine Anweisung gewünscht hat. Ich bin belohnt genug, wenn ich wirklich der Erfüllung dieses Wunsches einigermasen nahe gekommen bin; so wie ich überhaupt meinen Endzweck vollkommen erreicht habe, wenn ich den Beyfall, die Zurechtweisung und selbst den belehrenden Tadel einsichtsvoller Männer und meiner Obern erhalte.

Der Verfasser.

Anzeige

Anzeige der im ersten Hefte abgehandelten Gegenstände.

Erste Unterhaltung.

Ueber die Bildung des gemeinen Soldaten, Seite 1

Zweyte Unterhaltung.

Ueber das Beschläge der Pferde und die gewöhnlichen Krankheiten ihrer Hufe, = 21

Dritte Unterhaltung.

Allgemeine Regeln vom Satteln und Zäumen, = = = = 37

Vierte

Vierte Unterhaltung.

Ueber die Raude der Pferde und ihre sicherste Heilart, Seite 52

Fünfte Unterhaltung.

Allgemeine Regeln des Auf- und Absitzens, = = = 74

Erste

Erste Unterhaltung.

Ueber die Bildung des gemeinen Soldaten.

Nichts verdient wohl mit mehrerem Rechte unsere ganze Aufmerksamkeit; nichts verdient wohl mit größerem Eifer unsere rastlose, ununterbrochene Thätigkeit als die moralische, sittliche, dienstnöthige Bildung des gemeinen Mannes, so wenig sie auch ein Gegenstand des Nachdenkens, des Fleißes und des Dienstes selbst bey einem nicht ganz unbeträchtlichen Theile junger Officiere auszumachen scheint. Und doch verdient sie es um desto mehr, je mehr sie nicht allein die Ehre des ganzen Regiments und des Dienstes im Allgemeinen befördert, je mehr sie den

Mann dienstbrauchbarer, überhaupt moralischer, sittlicher, ihn mit seinem Stande zufriedener und sein Verhältnis glücklicher macht. Sie verdient unsere ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit auch aus der Rücksicht, weil sie uns durch das innere Bewußtseyn unsere Pflicht — und ich halte Bildung des gemeinen Mannes für eine der wichtigsten Pflichten — erfüllet zu haben, nicht gering belohnet. Gewiß werden uns auch unsere Obern ihre Aufmerksamkeit sowohl, als ihren Beyfall nicht versagen, der uns um so viel angenehmer und ehrenvoller seyn wird, je gegründeter das Recht ist, mit welchem wir Anspruch darauf machen können. Und ist dieser Beyfall nicht schon zureichender Ersatz, nicht schon vollkommene Belohnung für die Beschäftigung, die wir darauf verwendeten und mit welcher ja überdieß unser Stand — dieß müssen wir uns doch einstimmig gestehen — in der Zeit des Friedens nicht überhäufet ist. O gewiß, meine Cameraden, gewiß werden wir durch die wohlthätigen Folgen, welche dieser Unterricht

richt für die richtige Erfüllung des Dienstes, für die Glückseligkeit des gemeinen Mannes, für die Zufriedenheit unsers Herzens, welche aus dem stillen aber gegründeten Bewußtseyn unserer Pflicht entspringt, früher oder später, reicher oder dürftiger verschafft, nach vollem Wunsche aufs beste belohnt, es müßte denn seyn, daß Diensterfüllung, Menschenwohl und Seelenglück nicht unser hohes Streben ausmachte.

Es würde zwar in der That äusserst unnütz und zwecklos, sogar von den übelsten Folgen begleitet seyn, wenn man dem gemeinen Manne gelehrte Definitionen, ganz deutliche Begriffe von der mittlern und höhern Tactik, Meynungen, Grundsätze und Ideen beybringen wollte, die seinem Verstande zu hoch, seinem Fassungsvermögen nicht angemessen und seinem Dienste entbehrlich wären. Man würde dadurch die Ideen des Mannes, die so schon wegen des vielen Neuen, noch nie Gesehenen, das er beym Soldatenstand sieht und hört, sehr vermengt unter einander

liegen, nur noch mehr verwirren, anstatt sie zu ordnen. Wenn man aber dem gemeinen Soldaten die seiner Anstellung angemessenen, richtigen Begriffe von Pflichterfüllung, von Ehre, von Disciplin, vom Benehmen gegen seine Vorgesetzten, vom Betragen gegen jedermann der nicht Soldat ist, vom Verhalten gegen seine Cameraden beybringt; wenn man ihn den Werth einer wahren Tapferkeit, einer edeln und menschlichen Behandlung seiner Feinde lehrt, wenn man ihn mit einem anständigen seinem Stande angemessenen sittlichen Umgang mit Menschen aus allen Volksklassen bekannt macht: so wird man ihn glücklicher und brauchbarer machen. Und jemehr überhaupt genommen dieser Unterricht auf die Moralität und Sittlichkeit des Soldaten abzweckt, um so mehr wird die Glückseligkeit des gemeinen Mannes selbst, in so fern sie eine richtige Folge der Moralität ist, in demselben Grade gewinnen, als man zugleich dem Dienste im Allgemeinen nützen wird. Ueberhaupt ist es wohl eine allgemein anzuerken-

nende

nende Wahrheit, daß es eben so belohnend für den Soldaten, als äusserst nutzbar fürs Ganze seyn würde, einen Stand, der eine so große vereinigte und bedeutende Menschenmasse im Staate ausmacht, durch Ueberzeugung richtig handeln zu lehren und ihn dadurch auf eine glücklichere Stufe der Menschheit zu versetzen, auf welcher er ohne diese richtige Ueberzeugung nicht stehen kann. Und erwarte ich wohl zu viel, wenn ich hoffe, daß man dadurch in der Folge weit weniger Ursache haben wird, die jetzt noch so nothwendigen strengen Mittel anzuwenden? Würde der Mann nicht durch die ihm beygebrachten moralischen Gefühle angetrieben werden, seine Dienstpflicht zu erfüllen? Er würde die Disciplin und die nicht ganz abzuschaffende maschinenmäßige Leitung als eine ehrwürdige Nothwendigkeit anerkennen, indem er durch seine erhaltene Bildung gelernt hätte, ihrer Strenge zu entgehen.

Um diese Absicht zu erreichen, sind wohl die Unterhaltungsstunden die zweckmäßigsten

Mittel, und so nutzbar sie für den Dienst sind, so unterhaltend sind sie für den Officier selbst. Indem er sich auf eine angenehme und nützliche Weise beschäftiget, sammelt er zugleich Kenntnisse des Herzens, des Verstandes und Fassungsvermögen ein; eine Wissenschaft, die wie mich däucht, ohnstreitig mit eine der ersten ist, um die sich der Officier zu bewerben alle Ursache hat.

Es ist eine vorausgehende Nothwendigkeit, sich von dem Vorurtheile, das ich so oft äussern hörte, zu befreyen, als wäre dieses Dienstgeschäfte eine Art von Schulunterricht, der sich eben so wenig für den Dienst eines Officiers schickte, als er bey dem Manne, der einem ähnlichen Unterricht entwachsen sey, Nutzen haben würde. Ich glaube nicht, daß ich erstlich nöthig habe, diesen so ungegründeten Satz zu widerlegen. Auch wäre es wohl schon hinreichend, ihm ganz zu widersprechen, wenn ich eitel genug wäre, alles das Gute zu nennen, das dadurch in dem Regimente, wo ich die Ehre habe zu dienen, gestiftet wor-

den

den ist und das überdieß zu ausgebreitet bekannt, zu allgemein geschätzt ist, als daß es meiner Zergliederung bedürfte. Ich will vielmehr zu der Beschreibung von der Bildung des gemeinen Mannes übergehen.

Der Officier bestimmt eine Stunde, in welcher eine bestimmte Abtheilung von zehn bis zwölf gemeine Mannschaften zu ihm auf die Stube kommen. Jeder von diesen Mannschaften, von welchen ich voraussetze, daß sie schon durch Unterofficiere die militairische Tournüre erlernt haben, und auf die ganz gewöhnlichen Meldungen instruiret sind, tritt mit diesem schon erlernten Benehmen einzeln herein und macht dem Officier eine Meldung von der Wacht, von Beurlaubung oder von den gewöhnlichen Garnisonmeldungen, die für sein noch ungeschärftes Gedächtnis noch am leichtesten zu fassen, und seinen Begriffen angemessen sind, wovon ich nur die gewöhnlichsten anführen will. Als z. B.

„Der Unterofficier von der Wacht läßt melden, daß Wacht und Posten richtig abgelöst

worden sind und sich auf denselbigen nichts Neues befindet.„

„Der Unterofficier von der Wacht läßt melden, daß Wacht und Posten richtig abgelöst worden, und befindet sich auf selbiger ein Arrestant geschlossen (ungeschlossen)„

„Der Unterofficier von der Wacht läßt melden, daß der Oberste von Polenz hier durchpaßiret ist. Er kömmt von Dresden und geht nach Leipzig.„

„Der Unterofficier von der Wacht läßt melden, daß der Major von Brandenstein, vom Infanterie-Regimente Prinz Clemens, hier einpaßiret ist. Er logirt in den drey Schwanen.„

„Ich melde mich zur Ordonnance.„

„Ich melde, daß ich nach Heldrungen, Fourage zu fassen, commandirt bin.„

„Ich melde, daß ich mit Briefen zum Stabe commandirt bin.„

„Ich melde, daß ich mit der Fourage wieder eingetroffen bin.„

„Ich

„Ich melde, daß ich nach Cölleda zur Abholung einiger Montirungsstücken commandiret bin.„

„Ich melde, daß ich auf Ordonnance beym Herrn Obersten von Reizenstein commandiret bin.„

„Ich melde, daß ich auf Stabswacht commandiret bin.„

„Ich melde, daß ich von der Stabswacht wieder eingetroffen bin.„

„Ich melde, daß ich Urlaub auf 1, 2, 3 Tage (oder Monate) nach Großengottern bey Langensalze erhalten habe.„

„Ich melde, daß ich vom Urlaube wieder eingetroffen bin.„

„Ich melde, daß ich als Beurlaubter hier durchpaßire.„

„Ich melde, daß ich als Commandirter hier durchgehe.„

„Ich melde, daß ich mit Briefen vom Herrn General-Lieutenant von Zezschwitz hieher commandiret bin.„

„Ich melde, daß ich wieder von hier abgehe.„

„Ich melde, daß ich mit zwey Mann zur Transportirung eines Arrestanten zum Stabe commandiret bin.„

„Ich melde, daß ich auf General-Ordonnance bey Sr. Excell. dem Herrn General-Lieutenant von Kalkreut commandirt bin — u.s.w.

Bey vorfallenden Fehlern in der Meldung selbst oder in dem dabey angenommenen militairischen Anstande corrigirt der Officier mehr auf eine cameradschaftliche als befehlende Art, so wie er überhaupt bey diesem Unterrichte eine unermüdete Geduld, eine wiederholte Zurechtweisung und einen freundschaftlichen, Zutrauen erwerbenden Ton, ohne dadurch seiner Würde im geringsten etwas zu vergeben, annehmen muß, wenn er sich den gewünschten Erfolg versprechen will.

Auf diese beschriebene Art folgt einer dem andern, entweder mit derselben, oder auch mit einer von den vorigen verschiedenen Meldung. Hat der letzte Mann gemeldet, so commandirt der Officier: Los! Und nun geht er zu einer

den Dienst, die militairische, moralische, sittliche Bildung des Mannes betreffende Unterhaltung, oder zu einem Gegenstande der niedern Tactik, der Reitkunst, der Pferdewartung, des Ajüstements, des Garnison- oder Felddienstes über, wozu ich in der Folge versuchen will, Bruchstücke als Anleitung zu liefern.

So unglaubbar es zu seyn scheint, so unläugbar ist es jedoch, daß es Truppen und unter diesen besonders einige Regimenter und Compagnien giebt, wo nicht allein der Recrut, sondern auch selbst der ausexercirt und gebildet seyn sollende Soldat nicht einmal den Namen des Regiments, worunter er dient, selbst nicht einmal den Namen seines Compagnie-Commandanten und seiner übrigen bey der Compagnie stehenden Officiere zu nennen weiß, der weder mit der Würde noch dem Vorrechte, das den Officier kenntbar macht, noch mit der Achtung, die er ihm zu geben schuldig ist, bekannt zu seyn scheint.

In

In welchem Grade dieß Benehmen, diese unverzeihliche Unwissenheit der Ehre der Armee, des Regiments, der Compagnie und dem Dienste selbst äusserst nachtheilig ist, in welchem Maase es die Truppen bey jeder andern gebildeten Armee zurücksetzet, will ich nicht untersuchen; Aber gewiß ist es, daß sie aus Bauern in Uniform gekleidet, zu bestehen scheint.

Daher ist es wohl am nöthigsten, dem jungen Mann in den ersten Unterhaltungsstunden, den Namen des Regiments, der Stabsofficiere, des Escadron- oder Compagnie-Commandanten und der übrigen bey der Compagnie stehenden Officiere, den Namen des Wachtmeisters oder Feldwebels und des Corporals, der ihn visitiret, bekannt zu machen. Am leichtesten wird es für das Fassungsvermögen des Mannes seyn, wenn man diesen Unterricht fragweise wiederholet.

In der Folge macht man ihn mit den Namen aller Capitains im Regimente mit der Anzahl der Escadron oder Compagnie und ihren

ihren Garnisonen, so wie mit ihren Compagniezeichen bekannt. Weiterhin lehrt man ihn den Etat des Regiments, der Schwadronen oder Compagnien.

Hierbey übergebe ich meinen Obern eine Idee zur Beurtheilung und Zurechtweisung, von der ich, vielleicht zu partheyisch für sie eingenommen, mir mehr gute Wirkung verspreche, als sie wirklich leisten kann und wird. Sie ist diese: Sollte es nicht für die Bildung des Mannes in eben dieser Rücksicht von gewünschtem Nutzen seyn, wenn man diesen ersten unentbehrlichen Unterricht, nämlich den Namen, und die Stärke des Regiments, so wie von den Compagnien oder Escadronen, die Namen der Stabs-Officiere, der Capitaine, der Adjutanten und der übrigen subalternen Officiere, den Namen der Garnison und der bey der Compagnie stehenden Unterofficiere in Fragen, mit dazu gehörigen und nöthigen Antworten bearbeitet, auf die Wachtstube legte, welche den zum Lesen geneigten Mannschaften als nutzbare, lehrreiche Unterhaltung

haltung dienen könnte. Den übrigen, die nicht Geschriebenes lesen können, müßte dieser Unterricht zu einer bestimmten Stunde des Tages von dem Unterofficier der Wacht vorgelesen werden. Hätte der Mann davon die nöthigsten Kenntnisse eingesammelt, so legte man auf eine ähnliche Art bearbeitet, eine Beurlaubungs-Instruction zu dem nämlichen Gebrauche auf die Wachtstube. Dieser folgte ein in Fragen bearbeiteter Unterricht, die Stallordnung, oder die Conservation der Montirungsstücke betreffend, oder eine Instruction bey entstehendem Feuer in der Garnison. Diesemnach gieng ein auf gleiche Art abgefaßter Unterricht über den Gebrauch und den Nutzen der Avantgarde, der Arrieregarde, den Seitenpatrouillen, der Feldwachten und ähnliche Gegenstände des Felddienstes. Und so könnte man fortfahren, den Mann nicht allein über verschiedene Gegenstände des Garnison- und Felddienstes in den müßigen Stunden der Wacht angenehm und nützlich zu unterhalten, welches ihm zugleich als eine

Wieder-

Wiederholung des Unterrichts, den er in Unterhaltungsstunden erhielt, dienen könnte; Man könnte ihn auch auf diese beschriebene Art mit einigen merkwürdigen Anecdoten aus der Geschichte, mit Zügen von besonderer Tapferkeit, Großmuth und uneigennütziger Aufopferung bekannt machen, die seinen Verstand in eben demselben Grade erhellen als sie seine Grundsätze über diese Gegenstände verbessern würden, indem sie ihn aus Gefühl für Ehre und Pflicht richtig zu handeln lehrte. — Ich wiederhole dabey den vorigen Gedanken, es ist dieß eine Idee, die ich der Beurtheilung und Zurechtweisung meiner Obern und einsichtsvoller Männer aussetze, und von welcher ich sogleich und gern abgehe, so bald man mich, welches gar nicht unmöglich ist, von ihrer Unrichtigkeit überführet.

Ferner gehört wohl auch ohnstreitig unter die ersten Dienstunterrichtungsstunden, an welchen der junge Mann Theil nimmt, daß man ihn mit der Achtung und dem Benehmen bekannt macht, welches er gegen seine Obern zu beob-

beobachten verbunden ist. Ich komme hier auf die Truppen zurück, welche durch ihre Unwissenheit, und durch ihren Mangel an militairischer Tournüre, jedem, auch dem, der nicht Soldat ist, auffallen. Ich kann mir es nicht versagen, einiges von ihrem unschicklichen, undisciplinirten Benehmen anzuführen, was vielleicht hinreichend genug war, zu einem üblen Urtheile über eine ganze Armee, worunter sie dienten, Anlaß zu geben, so ungerecht dieser Ausspruch auch das Ganze derselben traf, und worinn meine Leser Beweiß genug finden werden, um sich mit mir über den Grundsatz zu vereinigen: daß ohne richtige Aufklärung, ohne militairische und sittliche Bildung unser Stand seiner Bestimmung höchst unangemessen bleibt, und daß in dieser Hinsicht genommen, der Officier voll Gefühl für die Ehre der Armee und des Regiments, worunter er dient, und aus Antrieb, dem Dienste selbst zu nützen, nicht thätig genug für die Aufklärung, für die militairische, sittliche und dienstnöthige Bildung des Mannes seyn kann.

Es

Es ist eine durch Erfahrung von mehrern bestätigte Wahrheit, daß diese ungebildeten, mit der Würde eines Officiers ganz unbekannten Menschen bey einem Officier von einer fremden Armee oder einem bey derselben Armee dienenden nur bey einem andern Regimente stehenden Officier vorbey gehen, ohne ausser Dienst den Huth abzunehmen, oder auf der Post ans Gewehr zu greifen. Selbst Officiere vom nämlichen Regimente, von eben derselben Compagnie haben dieses Honneur von ihnen nicht zu erwarten. Es wäre lächerlich, auf dieses Vorrecht nur darum Anspruch zu machen, um seiner Eitelkeit zu schmeicheln, und ich bin nur zu sehr überzeugt, daß jeder richtig denkende Officier aus dieser Rücksicht sehr gern Verzicht darauf thun wird; Allein die Vernachläßigung des Honneurs bleibt immer ein sicheres Kennzeichen eines ungebildeten, undisciplinirten Soldaten, und ich will nicht untersuchen, ob die Schuld davon, der Mann fehle nun aus Unwissenheit oder Nachläßigkeit, nicht mehr auf seine Offi-

ciere und Unterofficiere, die ihn bilden sollen, als auf ihn selbst zurückfalle.

Es ist eben so lächerlich als es wirklich traurig für den Dienst ist, einen Mann oder mehrere Mannschaften von diesen Truppen im Dienste oder auf Urlaub zu beobachten. Gewöhnlich sind sie weder in dem erstern noch in dem andern Falle gehörig instruiret. In beyden glauben sie oft, es nicht nöthig zu haben, sich in fremden Garnisonen, wo sie sich in Dienstgeschäften befinden, oder auf Urlaub aufhalten, zu melden, oder es geschieht, wenigstens die mehresten Male, ohne allen Anstand, ohne alle militairische Tournüre, so daß sie höchstens durch ihr Benehmen einen höflich seyn wollenden Bauer oder Handwerksmann aber nur äusserst selten einen nur in etwas gebildeten, disciplinirten Soldaten verrathen. Welches Urtheil der Kenner, der wissenschaftliche Officier und selbst nur der gemeine, aber gebildete Soldat über diese Truppen ohne Anstand, Dienstordnung und Disciplin fällt, läßt sich denken, und ich will diese kleine Schrift

nicht

nicht mit Resultaten von Bemerkungen anfüllen, die doch auf diese Truppen, läsen sie auch meine Blätter, keinen Eindruck machen würden, da die Bildung anderer Regimenter, Bataillonen oder Compagnien, von denen sie fast täglich das Detail des Dienstes betreiben sehen, ohne nutzbare Anwendung für sie ist.

Der Einwurf, daß ähnliche Truppen bey diesem wenig erhaltenen Unterricht, bey diesem undisciplinirten Benehmen gegen ihre Obern, demohngeachtet vor dem Feinde brav seyn können und wirklich auch waren, mithin ihrer Bestimmung angemessen handelten, macht ihre Unwissenheit und Nachläßigkeit in erwähnter Rücksicht eben so wenig verzeihlich als er einen Beweis ihres übrigen Gehorsams und ihrer sonstigen Brauchbarkeit abzugeben im Stande ist. Der Satz ist unumstößlich richtig, daß ihre Subordination ohne Disciplin durchaus unbrauchbar und zwecklos seyn muß. Es giebt zwar hier Verirrungen aber keine einzige Ausnahme. Und in diesem Betracht genommen, däucht mir die Behauptung, eben so un-

gegründet auf Erfahrung wie aus einer moralischen Theorie hergeleitet, richtig zu seyn, daß nämlich Aufklärung des gemeinen Mannes den ersten Grundsätzen unsers Standes eben so sehr entgegen, wie für die, nicht aus Ehrgefühl entsprungene Tapferkeit, nachtheilig seyn würde. Man stellt zum Beweiß der besondern Tapferkeit die ungebildetere rußische Nation auf, allein mit allem Rechte kann man wohl als Widerlegung desselben ihn die aufgeklärtere und dennoch brave französische Nation entgegen setzen. Und ich weiß nicht, ob es nicht weit schwerer seyn würde, Truppen, die an National-Charakter und Anlagen eben so weit von der erstern entfernt sind, als sie sich der letztern nahen, in eine rußische Finsterniß wieder zu versetzen, als sie durch eine richtige Aufklärung zweckmäsig zu leiten.

Zweyte Unterhaltung.

Ueber das Beschläge der Pferde und die gewöhnlichen Krankheiten ihrer Hufe.

Unter der Menge von Wissenschaften, um deren Erlernung ein angehender Cavallerie-Officier, so bald er dem Dienste nutzen will, sich zu bemühen hat, gehört unstreitig auch wohl die Kenntnis von einem zweckmäsigen Beschläge der Pferde; eine Wissenschaft, die, so wenig sie auch ein Gegenstand des Nachdenkens und des Dienstes selbst bey einem großen Theile junger Officiere zu seyn scheint, doch gewiß um desto mehr unsern Fleiß und unsere Untersuchung verdient, jemehr nicht nur ihr Einfluß von größern oder geringern Nutzen für den Dienst im allgemeinen ist, sondern um so mehr auch die Kenntnis und die Angabe eines guten oder schlechten Beschläges den Vortheil des Officiers selbst betrifft.

In welch eine unangenehme Lage, die nicht weniger nachtheilige Folgen für ihn haben kann, siehet sich der Officier versetzet, wenn er auf Commando, auf Urlaub und dergleichen, wo er von seinem Fahnenschmid getrennt ist und in die unangenehme Nothwendigkeit gebracht wird, sein Pferd von einem ganz unwissenden, mit den Theilen und der Struktur des Hufes ganz unbekannten, vielleicht auch in der Schmiedekunst selbst höchstungeschickten Stadt- oder Dorfschmied beschlagen lassen zu müssen. Sein Pferd vernagelt zu sehen, ist zwar die bemerkbarste aber doch immer am wenigsten nachtheilige Folge, die er dabey zu befürchten hat, und die Herausziehung des Nagels, wenn es sogleich nach dem Beschlagen geschieht, hebt vielleicht die Lähmung in einigen Tagen wieder. Allein die weit gefährlichern Folgen, so wenig sie für den Laien dieser Wissenschaft kenntbar sind, wirken im Verborgenen anhaltend fort, und ziehen oft nach langer Zeit dem Thiere eine unheilbare Lähmung zu.

Ich

Ich will mich hier nicht in eine Untersuchung und das Detail dieser Beschlagsfehler, die so vielfältig sind, einlassen, da ich in der Folge mich bemühen werde, sie meinen Cameraden in kurz zusammengedrängten Abhandlungen zu erläutern. Diese Einleitung hat nur den Endzweck, die Unentbehrlichkeit dieser Wissenschaft für jeden Cavallerie-Officier anschaulich und einleuchtend zu machen.

Es wäre thöricht zu verlangen, daß der Officier mehr als eine oberflächliche Kenntnis von dieser Wissenschaft haben sollte. Diese ist schon zureichend, auch liefert dieses kleine Werk, welches ich in dienstleeren Stunden mehr zu meiner eigenen Unterhaltung als zu fremder Belehrung schrieb, nicht mehr als diese. Eine gründlichere Unterweisung in der Kenntnis des Beschlägs setzet eine Uebersicht von den verschiedenen Branchen der Chirurgie und der Arzneykunde voraus, deren Erlernung für Aerzte gehört und deren Vortrag dem größten Theile meiner Cameraden eben so langweilig als ohne Nutzen seyn würde. Und ich wollte nichts

mehr, als nur eine kleine Anleitung über die Wissenschaft des Beschlägs für meine jungen noch unerfahrnen Cameraden liefern, die mehr Unterhaltung als Unterricht für sie seyn sollte.

A. Vom Beschläge überhaupt.

Der Zweck des Beschläges ist: Die Hufe der Pferde gesund zu erhalten und kranke zu heilen. Dieß ist ein Grundsatz, auf welchen das ganze System dieser Wissenschaft gebaut ist. Man theilt daher auch die Beschläge in die der gesunden und der kranken Hufe ein. Beyde setzen eine Uebersicht aller Theile des Hufs, der Vertheilung der Last des Körpers und des Ganges der Thiere selbst voraus, welche ich, so zusammengedrängt wie möglich, vorzutragen mich bemühen will, ohne sie in besondere Abtheilungen von der Kenntnis der Knochen, der Gelenke, von dem Umlaufe des Blutes und dem Wachsthume des Hufes zu zergliedern und ohne nach geometrischen Berechnungen die Schwere und den Gang der Thiere abzumessen. Dieses sind Branchen dieser Wissenschaft

senschaft, deren gründliche Erlernung nicht zu einer oberflächlichen Uebersicht des Beschläges für den Officier erfordert wird. Indessen ist es doch aus mehrerern Ursachen durchaus nothwendig, die Theile des Hufs in ihrem gesunden Zustande oberflächlich zu kennen, um über ihre Krankheiten und ihre Heilung ein richtiges Urtheil fällen zu können. Ich gehe daher zu der Erklärung dieser Theile über.

B. Von den äusserlichen Theilen des Hufs.

Jene hornige Schachtel, welche die letzten Knochen des Fusses und seine fleischigen Theile überzieht, wird der Huf genannt. Er ist eine Fortsetzung von der äussern Haut und entspringt aus dem letzten haarigen Theile des Fusses, welchen man die Krone nennt. Er bestehet aus einem Gewebe von Röhrchen, die schichtenweiße an einander gereihet sind und längst des Hufes herablaufen. Die äussern sind fest und hornig. Nach innen verwandeln sie sich in weiche, sehnige Hornblättchen, in

welche die Fleischblättchen der Fleischwand gefügt sind, aus welchen auch die Hornröhrchen ihr Wachsthum erhalten.

Die Farbe des Hufs hängt von der Substanz der äussern Hornröhrchen und der darinnen befindlichen Säfte ab. Bey einem weißen Hufe sind die Hornröhrchen biegsamer und saftvoller als bey grauen oder schwarzen Hufen.

Der untere Theil dieser hornigen Masse, den man die Sohle nennt, macht den Boden dieser hornigen Schachtel aus. In ihrer Mitte ist gleichsam ein spitziger Keil eingeschoben, den man den Strahl nennt.

Die ganze Masse überzieht eine äusserst feine durchsichtige Haut, welche den Huf vor dem schnellen Austrocknen der Hitze und vor dem Schaden der Kälte schützet.

Die Theile, in welche man den ganzen Huf eintheilt, sind

1) der Saum,
2) die Zehe,
3) die Wände,
4) die Trachten,

5) die

5) die Querstreben,
6) die Fersen oder Ballen,
7) die Sohle,
8) der Strahl.

Der Saum ist der obere und noch mit Haaren bewachsene Theil des Hufs, der in einer ringelförmigen Erhöhung den obern Theil des Horn umgiebt, in deren Vertiefung sich die Fleischkrone befindet, die den Nahrungssaft in die Hornröhrchen führt. Aus dieser Ursache haben Pferde mit einem erhöheten Saume, der für die Stärke der darunter liegenden Fleischkrone einen Beweiß giebt, gewöhnlich einen guten saftigen Huf.

Die Zehe wird der vorderste Theil des Hufs genannt. Die Hornröhrchen sind daselbst am stärksten, festesten und dicksten, und laufen in einer geraden Richtung längst des Hufes herab.

Die Wände nennt man die beyden Seitentheile der hornigen Masse, welche die Zehe einschliessen, und mit ihrem hintern Rande an die Trachten grenzen. Die Richtung ihrer Hornröhrchen ist schieflaufend. Man theilt sie in die

die äussern und innern Wände ein. Die Hornröhrchen der letztern sind feiner und dünner als von der äussern.

Die Trachten sind diejenigen Theile des Hufs, welche zwischen den Wänden und Ballen liegen. Ihre Hornröhrchen sind zarter und nachgebender als die Hornröhrchen der Wände und der Zehe. An ihrem untern und äussern Ende biegen sie sich um und bilden

Die Eck- oder Querstreben, jene schräglaufende Hornmasse, die mit dem einem Ende an den Strahl gestützt ist und mit dem andern in einer umgestürzten Biegung in die Trachten übergehen. Sie verhindern das Einlaufen der Wände und Trachten, zu welchem diese Theile eine stete Geneigtheit haben.

Die Ballen sind diejenige runde, erhöhete Hornmasse des Hufes, welche vorwärts an die Trachten grenzet und rückwärts eine Vertiefung bildet, die aus weichen elastischen Fasern besteht, in welcher stets eine Feuchtigkeit ausschwitzt, die wenn sie scharf wird, einen kranken Zustand des Thieres ausmacht.

Die

Die Sohle schließt den untern Theil des Hufs und macht gleichsam den Boden dieses hornigen Futterals aus. Da wo sie sich mit der Zehe, den Wänden und Trachten verbindet, bemerkt man ringsherum eine weiße Linie, welche von den Winkeln der Eckstreben ausläuft und die ganze Sohle mit einem Ringe einschließt. Die Hornmasse dieser weißen Linie ist weicher und feiner als die übrige an der Sohle. Sie ist der Sitz der Steingallen. Mehrere Male werde ich sie erwähnen, besonders bey der Krankheit des Hufs, die man Verschlag nennt. In ihr werden die Nägel bey dem Beschläge angesetzet.

Der Strahl ist derjenige Theil des hornigen Schuhs, welcher zwischen den Trachten und Ballen in der Sohle wie ein Keil steckt. Er ist über der Sohle beträchtlich erhaben und verbindet sich mit den Eckstreben. Seine Bestandtheile sind schwammiger und elastischer als alle Theile des Hufs und bilden gleichsam ein Kissen für die unter ihm liegende am Hufbein befestigte Beugesehne. Seine Lage so-

wohl als seine Substanz selbst beweiset, daß er zu dem Tragen des größten Theils der Last des thierischen Körpers mit bestimmt ist.

C. Von den innerlichen Theilen des Hufes.

Die innerlichen Theile bestehen aus der Grundlage des thierischen Gebäudes, aus Knochen, Fleischfasern, Puls- und Blutadern, Nerven, Drüsen, Lymphengefäßen, Gelenkbändern und Sehnen, die, wie in dem ganzen thierischen Körper, durch das allgemeine Band des Zellgewebes mit einander verbunden werden.

Die Fleischtheile, welche uns gleich nach der Wegnahme der hornigen Masse in die Augen fallen, sind:

1) die Fleischkrone,
2) die Fleischwände,
3) die Fleischsohle,
4) der Fleischstrahl,
5) die Fleischballen.

Alle diese Theile erhalten ihre Namen von demselben Theil des hornigen Schuhes, unter welchem

welchem sie gelagert sind, und zu dessen Wachsthum und Ernährung sie dienen. Sie bestehen insgesamt aus einem Gewebe von Fleischfasern, von Puls- und Blutadern, lymphatischen Gefäßen, Nerven und Drüsen, welche sich in einander winden und durch das Zellgewebe jener fächerigen zelligen Substanz vereiniget werden.

Es würde eben so weitläufig als für den größten Theil meiner Leser ermüdend seyn, alle diese Theile näher zu detailliren. Auch gehört dieß nur zu einer anatomischen Untersuchung, nicht aber zu einer oberflächlichen Uebersicht der Bestandtheile des Hufes.

Die Sehnen.

Nach der Wegnahme aller dieser fleischigen Theile kommen die Enden der Ausstreck- und Beugesehnen zum Vorschein. Das Ende der erstern ist an der vordern Fläche des Kronenbeins bevestiget, wo es bis an die Spitze des Hufbeins herabläuft. Das Ende der Beugesehne attachirt sich an die rauhen Erhabenheiten

ten der untern Fläche des Hufbeins, in dessen Vertiefung es gelagert ist. Vermittelst der erstern wird durch die bewegende Kraft der Ausstreckmuskeln, der Fuß vorwärts in die Höhe gehoben, und durch die letztern der Fuß bey der Thätigkeit der Muskeln rückwärts gebeugt.

Die Gelenkbänder

machen vermittelst der Articulation der Knochen die Verbindung derselben aus. Das große Kapselband, welches am Rande des Kronenbeins befestiget ist und sich am untern Theile des Hufbeins endiget, hält das Gelenk des Hufes zusammen und verhindert das Auslaufen des Gliedwassers. Nächst diesen sind noch die beyden Seitenbänder des Schiefbeins. Die erstern dienen mit zu der Befestigung des Knochenbeins mit dem Hufbein und die letztern verbinden das Schiefbein mit dem Hufbein.

Die Drüsen.

Ausser denen, die in dem Zellgewebe der Fleischtheile zerstreut und selbst dem bewaffneten

neten Auge unerkennbar umher liegen, sind die Drüsen der Gelenkhöhlen die bemerkbarsten. Sie liegen zwischen den Knochenenden des Kronenbeins und des Hufbeins in Vertiefungen, welche das Kapselband für sie bildet. In ihnen wird ein seifenartiger Saft abgesondert, der sich mit der ausschwitzenden Feuchtigkeit der Knochenenden und der Pulsäderchen verbindet und jene ölige Feuchtigkeit bildet, die man Gliedwasser nennet und die zu der Schlüpfrigmachung beyder Knochenenden dient. Ihre Auslaufung bey Verletzung, so so wie ihre Austrocknung, zieht eine unheilbare Steifigkeit nach sich.

Die Blutgefäße des Hufes.

Alle Theile des Hufes bekommen ihr Blut und so auch ihre Ernährung von der großen Schenkelpulsader, die sich bey dem Kronenbein in mehrere Aeste theilt, und in ein unzählbares Gewebe von kleinen Pulsäderchen übergeht, aus deren letzten unsichtbaren Enden die zurückführenden Blutadern ihren Anfang

 nehmen,

nehmen, welche sich in der Gegend des Fesselgelenkes wieder vereinigen und ihr Blut durch die zurückführende Schenkelblutader, die längst der herabsteigenden Pulsadern in dem Schenkel hinaufläuft, dem Herzen wieder zuführen.

Die Nerven.

Die Nerven stammen von dem großen Schenkelnerven ab, der seine Entstehung, so wie alle diese noch so wenig gekannten Werkzeuge des thierischen Körpers dem Gehirn zu verdanken hat. Die meisten Fäden desselben begleiten die Schlagader, dringen gleich in die Fleischfasern ein, wo sie sich unendlich verweben und den Theilen Leben und Empfindung mittheilen.

Die Knochen des Hufes.

Der Huf enthält drey Beine. Das erste davon ist das Hufbein. Es hat ganz die Gestalt des Hufes, wird auch von manchen Schmieden der kleine Huf, oder der kleine Fuß genannt. Es besteht aus einem lockern porösen Gewebe und ist mit vielen Löchern versehen,

hen, wodurch es den ihm Ernährung zuführenden Puls- und Blutadern den Ein- und Ausgang erlaubt. An seinem obern Rande verbindet es sich durch ein Gewindgelenke mit dem Kronenbeine. An seinem hintern Rande ist es durch Knorpel an das Schiefbein attachirt. An einem kleinen Auswuchse des obern Randes der vordern Fläche ist das Ende der Ausstreckſehne befestiget und in seiner hintern und untern seichten Vertiefung das Ende der Beugesehne gelagert. Es ist, so wie alle Knochen des thierischen Körpers, mit einer feinen Haut überzogen, die man Knochenhaut nennt, und welche das Austrocknen der Knochen verhindert. Dringen Nageltritte oder andere Verletzungen bis an ihre Substanz, so entsteht eine bösartige Entzündung, die gewöhnlich jene Krankheit, die man Beinfraß nennt, zur Folge hat. Bey einem zu hohen Grade der Entzündung im Hufe, welchen die Schmiede Verschlag nennen, erhält das Hufbein eine ganz andere Lage als im gesunden Zustande, seine vordere Spitze kömmt dann bis in die Mitte

der Sohle zu stehen. Bey flach- und vollhufigen Pferden schwillt das Hufbein zu einer widernatürlichen Größe an, und seine hintere und untere Vertiefung wird nicht selten ganz ausgefüllt.

Das Schiefbein ist der zweyte Knochen des Hufs. Er ist von weniger schwammigen Gewebe als das Hufbein und hat ganz die Gestalt einer Weberspule. Es verbindet sich durch Knorpel mit dem hintern Rande des Hufbeins und vermittelst eines breiten Bandes auch mit dem Kronbein.

Das Kronbein endlich ist der letzte Knochen des Hufs. Es verbindet sich oberwärts durch ein Gewindgelenke mit dem Fesselbeine, sein unteres Ende articulirt mit dem Kronbein. Beyde Gelenke sind mit einem starken sehnigen Kapselbande umgeben, welches eine Verrenkung dieser Theile verhindert. Eher und leichter erfolgen Brüche der Knochen selbst.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Dritte

Dritte Unterhaltung.

Allgemeine Regeln vom Satteln und Zäumen, als eine Anleitung zur Unterhaltung über diesen Gegenstand.

Die Regeln, die man bey dem Satteln und Zäumen eines Pferdes zu beobachten hat, sind die ersten und nöthigsten Kenntnisse, um deren Erlernung sich der angehende Cavallerist eifrigst bemühen muß. Es ist eine Wissenschaft, die ihm unentbehrlich wird, und ohne welche er einer Menge Unannehmlichkeiten, einer Menge Gefahren ausgesetzt ist, die ihm die Gesundheit und das Leben rauben können. Denn es ist nichts weniger als einerley, ob der Sattel zu weit vorn oder zu weit zurück, ob er zu fest oder zu los gegurtet ist, ob das Mundstück zu tief oder zu hoch, die Kinnkette zu fest oder zu locker liegt. Alles dieß hat Folgen, die dem Pferde eben so nachtheilig als

dem Reiter selbst schädlich und gefährlich werden können.

Die allgemeinen Regeln darüber sind es, die ich meinen Lesern in diesem Bruchstücke, als eine Anleitung zum Unterricht für angehende Cavalleristen zum Gebrauch in einer Unterhaltungsstunde mittheile. Zwar hat jedes Regiment über diesen Gegenstand eigne Anordnungen, verschiedene festgesetzte Regeln, die jedoch im Allgemeinen mit diesen übereinkommen werden und deren kleine Abänderungen der Officier bey diesem Gebrauch seinen Untergebenen in der Unterhaltungsstunde oder bey dem practischen Unterricht des Mannes vom Satteln und Zäumen diesem eingeschoben oder etwas abgeändert leicht beybringen kann.

Eben so leicht wird es dem Officier werden, diesen Unterricht den Mannschaften in Fragen zu ertheilen und ihnen die richtige Beantwortung darauf nach diesen Regeln zu lehren, sie mit den guten und nachtheiligen Folgen ihrer richtigen oder unrichtigen Befolgung bekannt zu machen. Denn es ist eine gegründete, anerkannte

erkannte Wahrheit, daß der Cavallerist oder Infanterist, der die Pflichten, Anordnungen und Regeln seines Standes nur maschinenmäsig erfüllt, immer ein elender, unwissender, ungebildeter und in mehr als einer Rücksicht unbrauchbarer Soldat bleibt, der die Gesetze befolgt, um ihren Strafen zu entgehen, ohne das Wohlthätige ihrer richtigen Erfüllung für ihn selbst zu kennen. Es ist ein Zustand des Mannes, der nach den moralischen Begriffen einen Mangel an Glückseligkeit ausmacht, aus welchen ihn der Officier durch einen seinem Fassungsvermögen angemessenen Unterricht zu reissen suchen muß. Doch ich kehre zu dem Gegenstand selbst zurück.

1) Von der Lage des Sattels.

Der Sattel darf weder zu weit vor noch zu weit zurück liegen. In beyden Fällen hat die Lage des Sattels nachtheilige Folgen, die für das Pferd schädlich und für den Reiter gefährlich werden können.

Liegt der Sattel zu weit vor, so liegt

1) die ganze Last des Reiters auf des Pferdes Schultern, die Schwere ist nicht ebenmäsig vertheilet und die vordern Schenkel des Pferdes leiden nach der Last des Reiters mehr oder weniger, besonders bey Pferden, die etwas überbaut oder noch nicht genug auf die Hankschen gesetzet sind. *)

2) Bey dieser Lage des Sattels und der dadurch zu weit vorliegenden Schwere des Reiters können die Gänge des Pferdes nicht frey, nicht entbunden seyn. Der Trab wird hart und rüde, weil sich die Erschütterung durch eine freyere Bewegung der Schultern nicht abstumpfen und verlieren kann. Noch pral-

lender

*) Ein Pferd auf die Hankschen setzen, heißt: die Schwere seines Körpers gleichförmig vertheilen und, anstatt daß junge ungerittene Pferde ihre eigene und des Reiters Last fast allein auf der Schulter tragen, dieselbe mehr auf die hintern Schenkel zu vertheilen suchen. Sich gut und regelmäsig auf die Hankschen setzen ist zugleich nebst andern mit die erste Eigenschaft eines gut zugerittenen Pferdes.

lender werden die Paraden des Pferdes seyn, weil es seine eigene und des Reiters Schwere nicht genug auf die hintern Schenkel vertheilen kann. Es parirt auf der Schulter, sagt man nach einem Ausdruck der Reitkunst; Ein Halt, der den vordern Schenkeln des Pferdes eben so nachtheilig wie dem Reiter unangenehm ist.

3) ist der Reiter, da das Gleichgewicht des Pferdes selbst durch diese Sattellage verlohren geht, der Gefahr des Fallens und Stürzens besonders bergab, nach der mehrern oder wenigern Brauchbarkeit und Sicherheit des Thieres weit eher ausgesetzt, als wenn der Sattel und die darauf drückende Schwere des Reiters auf dem Mittelpunkte der Schenkel, die man als vier sich gleichtragende Säulen ansehen muß, ruhete, und sich auf diese Art im Gleichgewichte befände.

Liegt der Sattel zu weit zurück, so kömmt der Sattelgurt auf die falschen Ribben *) und

*) Falsche Ribben nennt man diejenigen, welche nicht unmittelbar aus dem Brustknochen entspringen,

hindert die freye Bewegung des Odemholens und ist folglich dem Thiere im Laufen hinderlich. Ueberdieß rückt bey den meisten Pferden, besonders bey den sogenannten hirschleibigen, der Sattel mehr zurück als vorwärts. Um so eher wird es nun geschehen, wenn er schon vom Anfange an zu weit zurück gelegt war.

Nach der allgemeinen Regel soll der Sattelgurt eine quere Hand breit hinter des Pferdes Schultern liegen, so daß die Schultern frey und in ihrer Bewegung durch die ihr zu stark zugetheilte Last nicht gehindert werden.

Uebrigens muß der Sattel gut gepasset, und weder zu los noch zu fest gegurtet seyn. Ist es der erste Fall, so ist man in steter Gefahr bey dem Aufsitzen mit dem ganzen Sattel wieder herunter zu fallen oder ihn wenigstens aus seiner richtigen Lage zu bringen, wodurch die

springen, sonder nur durch Knorpel an denselben geheftet sind. Von ihrer freyern oder eingeschränktern Bewegung hängt die Ausdehnung der Lunge und das leichtere Odemholen ab.

die unterliegende Decke verschoben wird und Anlaß zum Drücken giebt, welches auf lange Zeit das Pferd zum Dienst unbrauchbar machen und sehr nachtheilig für das Thier werden kann. Ferner ist dieß für einen Cavalleristen von äusserst gefährlichen Folgen für seine Ehre, sogar für sein Leben selbst, wenn er sein Pferd tummelt (kurz wendet) und in dem Gefechte mit dem Feinde, das Gleichgewicht nicht beobachtend, oft gezwungen wird, sich bald mehr auf diese bald mehr auf jene Seite zu legen, wodurch sich der Sattel, wenn er zu los gegurtet ist, dreht, und der Reiter herabfällt, wenigstens zu seiner Vertheidigung unfähig werden kann.

Ist der Sattel im Gegentheil zu fest gegurtet, so hindert er das Thier im Laufen und beym Setzen über Graben und Hecken, wo die Bauchmuskeln mit in starker Bewegung sind. Oefters geschieht es sogar, daß der Sattelgurt, wenn er zu fest geschnallt war, zerspringt und der Reiter nebst dem Sattel herabfällt.

Auch

Auch ist allzufestes Satteln sehr oft die einzige Ursache vieler Ungezogenheiten junger und empfindlicher Pferde, die dem Reiter oft eben so gefährlich als wie dem Thiere selbst höchst nachtheilig werden können. Junge polnische Pferde und mehrere behalten diese Fehler bis in ihr Alter bey, wenn sie zu feste gegurtet sind, sie bocken, sie werfen sich nieder u. s. w. Andere minder böse werden im Reiten unruhig. Und nicht selten giebt das allzufeste Gurten Anlaß zu der übeln Gewohnheit, welche manche Pferde haben und sich fast nie, auch bey aller sorgsam angewendeten Mühe, abgewöhnen wollen, daß sie sich nicht ohne Gefahr und nur mit äusserster Vorsicht und vielen Zeitverlust, der dem Cavalleristen vorzüglich zur Zeit des Krieges ungemeinen Nachtheil bringen kann, satteln lassen.

Die Regel die man über das Gurten des Sattels hat, ist: Man gurte so, daß man man ohne heftige Anstrengung zwey Finger zwischen den Gurt und des Pferdes Bauch bringen kann. Bey Pferden, die sich bey dem

dem Satteln aufblasen muß man nach und nach fester gurten.

Die Decke unter dem Sattel muß gut ausgestrichen seyn, damit sie keine Falten werfe, die am öftersten eine Ursache des Drückens sind. Auch muß sie von Stroh, Heuhalmen und andern ähnlichen Sachen eben so wie von groben Schmuze gereiniget seyn. Alle diese Körper bringen die nämlichen übeln Folgen, wie die Falten, hervor.

Die Schnallen vom Gurte des Sattels und der Steigleder müssen ganz oben auf der Decke sitzen, sonst drücken sie das Pferd und den Reiter. Die anbefohlne Einrichtung in dem Regimente, wo ich die Ehre habe zu dienen, die Schnallen der Steigleder ganz unten an den Steigbügeln zu führen, ist wohl die beste und unnachtheiligste.

Der Obergurt darf nicht stärker als der Untergurt angezogen seyn, weil im entgegengesetzten Falle der Untergurt eine Wulst macht, die sehr leicht das Pferd drückt.

Das

Das Vorderzeug muß gut gepasset und weder zu fest, noch zu los eingeschnallet seyn. Ist es das erste, so engt es die Brust des Pferdes und ist ihm im Laufen hinderlich. Ist es das letzte, so verfehlt es seine Bestimmung, den Sattel vor dem Zurückrutschen zu sichern.

Dieselben Regeln muß man bey dem Einschnallen des Hinterzeugs beobachten. Ist dieß zu fest, so hindert es nicht nur das Pferd im Laufen und Setzen, sondern bey jungen und sensibeln Pferden giebt es oft Anlaß zu vielen Ungezogenheiten, wenigstens zu dem Fehler, daß sie unruhig werden und mit dem Schweife wedeln.

Nach der allgemein angenommenen Regel soll man mit der flachen Hand zwischen dem Vorder- oder Hinterzeug und dem Pferde ohne Mühe durchfahren können.

2) Von der Lage des Stangenzaums.

Der Stangenzaum muß gut gepasset und das Mundstück nach der Fühlbarkeit des Maules gewählt seyn. In der Folge werde ich mehr

mehr über diesen Gegenstand sprechen und meine Ideen über die Zäumung dem Urtheile und den Zurechtweisungen meiner Obern und einsichtsvoller Männer unterwerfen.

Das Mundstück darf weder zu hoch noch zu tief liegen. In beyden Fällen verliert es seine zweckmäßige und erwartete Wirkung und der Fehler des unregelmäßigen Liegens kann aus dieser Rücksicht dem Reiter ungemein schädlich werden.

Bey Wallachen und Hengsten hat man angenommen, daß das Mundstück einen Zoll breit über den Haken liegen muß, wenn es seine gehörige Wirkung auf den empfindlichsten Theil der Laden äussern soll. Doch muß man sich hierbey nach den Haken des obern Kinnbackens richten, der das Mundstück nicht berühren darf.

Die Backenstücken müssen gut gepasset und dürfen weder zu weit vor noch zu weit zurück gerichtet seyn, weil diese Richtung Folgen auf die stärkere oder schwächere Wirkung des Mundstücks hat. Sie müssen von der hintern

tern und untern Wurzel des Ohres an bis zu dem Auge der Stange, wo sie mit Unterlagen eingeschnallet seyn müssen, in gerader Richtung an der äussern Fläche des untern Kinnbackens herablaufen.

Der Nasenriem muß weder zu fest noch zu locker geschnallt seyn. Ist er das erstere, so erschweret er das Odemholen. Ist er das letztere, so giebt er zu dem Durchfallen *) der Stange Anlaß. Die Regel, nach welcher man das Maas seines mehr oder geringer festen Zuschnal-

*) Durchfallen heißt: Wenn das Mundstück seine gehörige Lage und Wirkung auf die Laden des Pferdes verliert, wenn bey, und auch ohne Anziehung der Stangenzügel, der obere Theil der Stange, den man nach der Kunstsprache der Zäumung das Hauptgestelle nennt, nach der senkrechten Richtung des Pferdekopfes zu weit vor und der untere Theil derselben, der Kloben, zu weit zurücksteht, und nicht, wie es seyn sollte, mit dem Sehloche (dem mittelsten Theile der Stange, wo das Mundstück in den Baum gezapfet ist) und dem Auge des Hauptgestelles, wo der untere Theil des Backenstücks eingeschnallet ist, eine gerade perpendiculäre Linie bildet.

Zuschnallens bestimmt, ist: daß man mit einem Finger zwischen ihm und der Nase durchzufahren vermögend ist.

Der Kehlriem muß nie festgeschnallet seyn. Er ist in diesem Falle dem Thiere äusserst beschwerlich, so wie er überdieß im Ganzen beym Reiten ohne allen Nutzen ist.

Der Stirnriem muß gut und weder zu weit noch zu enge angesetzet seyn. Im erstern Falle hängt er zwischen dem Haarzopf herab und verursacht einen Uebelstand für das Auge. Im zweyten Falle bringt er die Backenstücke dem Pferde in die Augen und verursacht, daß sie am untern Theile eben so weit zurück wie an dem obern vorstehen. Bey Pferden die Hangohren haben, muß er etwas hochangesetzet seyn, um diesen Fehler zu verbergen.

Die Kinnkette muß von der rechten zu der linken Hand so ausgedrehet seyn, daß sie wie ein breites Band wird und dann über den Daum in den Haken gelegt werden, damit kein Glied verdrehet bleibt, was sonst bey jedem Anzuge hervorstehen und eine ungleiche

Wirkung verursachen würde. Sie darf weder zu fest noch zu locker eingelegt werden. Ist sie zu fest eingelegt, so wirkt sie auch ohne Anzug der Stangenzügel unaufhörlich und kann bey dem gelindesten Anzuge bey Pferden, die ein mageres, feines, empfindliches Kinn und Maul haben, zu dem Fehler des Steigens Anlaß geben. Wenigstens werden diese Thiere durch die allzuscharfe Wirkung unruhig, unangenehm und krellig, nach der Sprache der Reitkunst, werden. Ist sie zu los eingelegt, so verliert das Mundstück einen großen Theil seiner Wirkung, indeß die ihrige ganz wegfällt und die Kraft der Faust geht mehr oder weniger mit unserer Gewalt über das Thier verlohren. Zu dem Mase des schärfern oder gelindern Einlegens der Kinnkette läßt sich keine Regel festsetzen. Man muß es nach der stärkern oder geringern Reizbarkeit, nach dem mehrern oder mindern Gefühl des Kinns und des Mauls bestimmen. Indeß hat man angenommen, daß man zwischen der Kinnkette und dem Kinn des Pferdes einen Finger muß legen können, wenn

sie

sie nicht zu scharf oder zu los eingelegt seyn soll. Viele Kinnketten steigen, das heißt: sie verlieren sowohl ihre gehörige Lage als beabsichtigte Wirkung und erheben sich über die Vertiefung, welche die untere und hintere Lefze bildet, wo, nach der Regel, die Lage der Kette seyn soll. Dieser Fehler liegt größtentheils an dem Gebäude der Stange selbst.

Das Gebiß der Trense, deren Backenstücke nach dem Urtheile einiger über und auch hinwiederum nach dem Ausspruche anderer unter dem Nasenriemen geschnallet seyn sollen, muß höher als das Mundstück des Stangenzaums und so liegen, daß es die Winkel der Lefzen im Maule des Pferdes berühret.

Vierte Unterhaltung.

Ueber die Raude der Pferde und ihre sicherste Heilart. *)

Die Raude gehört, nach der Lehre der Chirurgie unter die falschen Entzündungen. Sie hat ihren Sitz nur in der Oberfläche der Haut, in den Gefäßchen, die kein rothes Blut führen, in dem Lymphensystem, das mehr oder weniger verunreiniget, mehr oder weniger verdorben ist, je nachdem die Krankheit jünger oder älter, das Blut mit mehrerer oder wenigerer Schärfe angefüllt und das Uebel örtlich oder allgemein ist.

Weder der Wechsel der Jahreszeiten, noch Arzneyen, die aus Schmieren und Salben, aus Laugen

*) Ich erhielt den Stoff und die Veranlassung zu dieser Abhandlung im Anfange der Campagne 1796. wo diese Krankheit in der Gegend von Maynz epidemisch zu seyn schien und besonders bey dem Fuhrwesen der kaiserlichen Armee fast allgemein war.

Laugen und Waschwassern bestehen, weder Schweistreibende noch Blutreinigende Mittel, weder Aderlässe noch Purganzen setzen dem Uebel Grenzen, wenn man die kranken Thiere nicht reiniget, nicht striegelt, nicht putzet, nicht mit nahrhaften, gesunden, wohlschmeckenden Futter versorgt, sie nicht in reine, luftige, wohlgebaute Ställe bringt, welche die Natur dieser Thiere so dringend verlangt. Oft, wenn man diese die Krankheit hervorbringende oder das Uebel unterhaltende und verschlimmernde Ursachen von den Thieren, oder die Thiere von diesen Ursachen entfernt, heilt die wohlthätige, immer zu der Gesundheit und dem Leben der Thiere hinwirkende Natur die Krankheit selbst, ohne Arzneyen, ohne die bey diesem Uebel so angepriesenen, bekannten und doch so zur Unzeit angewendeten Schmieren und Salben, ohne das bey Pferdekrankheiten immer noch so fehlerhafte, so unnütze, so ganz zweckwidrige Aderlassen. Und wie oft würde man das Uebel weit geschwinder heilen, wenn man die Heilung mehr der Natur als

einem ungeschickten, unwissenden Arzte überließ, der in den meisten Fällen der Hülfe der Natur nur mehr Hindernisse in den Weg legt als wegräumt. Sehr oft muß die Natur nicht allein die Krankheit, sondern auch die Folgen der fehlerhaft angewendeten Mittel bekämpfen.

Das Frühjahr und der Herbst sind die Jahreszeiten, wo man diese Krankheit am öftersten sieht. Nach langen anhaltenden, beschwerlichen Winter-Campagnen, wo die Pferde schlecht genährt und übel gewartet werden, wo ihnen nach einer übermäßigen Anstrengung Ruhe und Erholung entzogen wird, wo das Blut, durch Mangel an Nahrung verarmt, die Thiere entgeistet, durch die Jahreszeit und üble Witterung, der sie ununterbrochen ausgesetzet sind, ihr Körper mehr oder weniger dazu geneigt ist, wo es aus dem Winter in das Frühjahr, aus dem Herbst in den Winter übergeht, ist dieß Uebel fast immer unausbleiblich.

Immer sind diese eben genannten Ursachen, als üble Wartung, schlechte Nahrung, unreinliche,

liche, zu enge und schlecht gebaute Ställe, Anstrengungen, welche die Kräfte des Thieres übersteigen, zu oft und unnöthig gebrauchte Abführungsmittel, zur Unzeit und überhaupt übel angewendete Aderlässe, die Quellen dieser Krankheit. Weniger ist die Ansteckung, weniger eine eigene Constitution, oder ein eigener Hang des Blutes die Ursache dieses Uebels. Warum befällt es Cavalleristenpferde, die gehörig gewartet, mit Ordnung genährt, und mühsam gereiniget werden, weit seltener, als die Pferde, welche sich täglich im Schmuze baden, die nicht gestriegelt, nicht geputzt werden, denen weder die Mähnen noch der Schweif ausgewaschen, noch die Haut vom Schweiße, vom Staube, von abgestorbener Haut gereiniget werden, welche man in Cloake stellt, die man Ställe nennen will, denen man jedes gesunde, reine Lüftchen sorgfältig raubt und in deren Aufenthalt man mühsam jedes Luftloch mit Stroh, Mist u. dergl. bedächtig verstopfet, die man so dick zusammen stellt, daß ihre eigene Ausdünstung sie stets wie in einem Dampfbade

erhält, die sich nicht legen, nicht nach dem wohlthätigen Instinkt der Natur wälzen können, die man über das Maas ihrer Kräfte zur Arbeit anstrenget, denen die Ruhe versagt und der für die Natur der Thiere unentbehrliche Schlaf entzogen wird? Warum, sage ich, leiden nur immer die unter dem Drucke dieser schmuzigen Sklaverey uns untergeordneten Thiere an diesem Uebel? Ist es nicht einleuchtend, daß es eine Folge von alle dem Angeführten ist?

Pferde, die sich selbst, die der Natur überlassen sind, die weit von unserer Sklaverey entfernt, dem noch unverdorbenen Instincte der Natur gehorchen, die in der Wildnis leben, diese haben keine Anfälle von dieser Krankheit. Nur unsere übel gewarteten, schlecht genährten und grausam übertriebenen Hausthiere befällt sie.

Am häufigsten findet man die Raude der Pferde bey dem Fuhrwesen der Armeen, wo die Thiere durch Anstrengungen entkräftet werden, ihr Blut durch schlechte Nahrung entgeistet, mit vielen unreinen Stoff geschwängert,

dünn,

dünn, matt und zur Auflösung geschickt ist, wo die meisten Knechte nichts taugen und ihre Vorgesetzten oft nicht des Soldes werth sind, wo die Thiere weder geputzet, gereiniget noch gefüttert werden, wo die, wie in Schmuz eingekleideten Wärter den Instinct der Pferde, ihren angebornen Trieb zur Reinlichkeit, umstimmen und dem ihrigen gleich zu machen sich bemühen. Bey diesen Pferden sage ich, hat die Raude, von diesen genannten Ursachen erzeugt, vorzüglich ihr Daseyn; bey diesen sieht man sie am ausgebreitetsten, bey diesen ist sie nicht selten allgemein, oft unvertilgbar.

Weder Reinlichkeit, noch äusserliche Mittel allein heilen bey diesen Thieren die Krankheit. Hier ist es Stimmung, Disposition des Blutes. Das Uebel ist nicht blos örtlich, es ist allgemein geworden. Das Blut muß durch innerliche Mittel gereiniget, die Säfte müssen verbessert werden. Und auch da wird es, je nachdem die Thiere entkräftet, entgeistet sind, je nachdem ihr Nervensystem verstimmet, ihr Blut verunreiniget und das Uebel jünger oder

älter ist, immer noch schwer, wenigstens sehr langsam werden, ehe die Thiere wieder genesen.

Auch eine verschlagene, eine zurückgetretene Druse, wo diese Krankheitsmaterie im Blute herumirrt, wo sie von dem Reize der Unreinlichkeit, des Schweißes, des Staubes auf die äussern Theile der Haut gelocket wird, ist oft die Ursache dieser Krankheit.

Eben so sah ich sie auch nach veralteten Widerrißschäden, wo die Wunden viel Eiter geseigt hatten, das Blut verarmt, dünn, mit unreinen abgesetzten Stoff des Eiters geschwängert war, wo die festen Theile geschwächt und die flüßigen mehr oder weniger zur Auflösung geschickt waren, hervorkommen. Am wenigsten wird sie durch eine eigene Dispositition, durch einen eigenen Hang des Blutes zu dieser Krankheit erzeugt. Immer sind die angeführten Ursachen ihre einzigen Quellen. Ich wiederhole dieß, um diesen Gedanken, dessen Richtigkeit man oft bezweifeln will, gangbarer und ausgebreiteter zu machen.

Auch

Auch die Ansteckung, die Mittheilung dieser Krankheit ist weniger gefährlich als man fürchtet. Ist das Thier übrigens gesund, wohlgenähret, gereiniget und hat sein Blut nicht eine eigene Disposition zu der Raude, so hat man nichts zu befürchten, wenn auch das Pferd aus derselben Krippe fras, aus demselben Eimer soff, woraus vielleicht kurz vorher ein räudiges gefüttert und getränket worden war. Selbst die Zusammenstellung mit einem an diesem Uebel leidenden Thiere ist nicht gefährlich, wenn die Thiere nicht zu gedrängt stehen, so daß die Einsaugungsgefäßchen der Haut von dem einen das aufnehmen, was die Ausdünstungsgefäßchen des andern absetzen und folglich die Krankheitsmaterie unmittelbar in das Blut übergetragen wird, man sorge nur, daß der Stall gereiniget und die Ausdünstung nicht gehemmet wird, daß die Luft einen freyen Durchzug hat, und das Thier übrigens gesund, gut genähret und wohl gereiniget ist. Nur ein Verderbnis der Säfte, ein Hang des Blutes und noch häufiger der

Schmuz,

Schmuz, die Unreinlichkeit, üble Pflege, schlechtes Futter, übermäßige Anstrengung und entzogene Ruhe sind wirklich im Allgemeinen die vorzüglichsten Ursachen der Raude.

Bey ihrer Entstehung ist diese Krankheit so wenig merklich und mit so wenigen Zufällen begleitet, daß man ihr Daseyn nur mit Mühe und nicht ohne die größte Aufmerksamkeit entdeckt. Am meisten, und man kann fast behaupten jedes Mahl nimmt sie ihren Anfang unter den Mähnen und an den Wurzeln der Schweifhaare. Untersucht man diese Stellen genau, so wird man auf dem Grunde einen mehligen, mehr oder weniger schmierigen Staub entdecken, der das von der Natur und der Krankheit abgestoßene Oberhäutchen (Epidermis) mit Schmuz und zurückgebliebener Ausdünstung vermischt. Unter diesen fühlt man eine Menge kleiner Erhabenheiten, die in dem Lymphensystem, in denen den weißen Saft führenden Gefäßchen der Haut ihren Sitz haben und die von dem Pferde entweder nach und nach aufgerieben werden oder auch selbst aufbrechen,

brechen. Sie enthalten eine wässerige Feuchtigkeit, die sich in der Folge, wenn der Reiz anhält, und das mit Schärfen vermischte Blut nicht gereiniget wird, immer mehr verdickt und sich zu einer eiterartigen Jauche bildet, die die umher liegenden gesunden Theile anfrißt, zur Krankheit geneigt macht und mit der abgestorbenen Haut, mit dem Staube, mit zurückgebliebener Ausdünstung vermischet, Crusten und Schärfen von besonderer Art bildet, die die ganze Fläche des Halses, der Schultern, der Lenden und nicht selten das ganze Thier bedecken.

Weiterhin entstehen in diesen Geschwüren kleine Milben, die einige als die Ursachen der Entstehung dieser Krankheit ansehen wollen, die ich aber für eine ihrer Folgen halte, und mir daher durch die alleinige Tödtung dieser Milben die Heilung nicht verspreche. Man hat dadurch, nach meiner Meynung, nur eine Folge der Krankheit, nicht aber ihre hervorbringende Ursache zerstöret. Auch ist es ja ein sehr bekannter, allgemein als wahr angenommener und durch die Erfahrungen der Chirurgie

bestätig-

bestätigter Grundsatz, daß sich in jedem falschen, unreinen, veralteten krebsartigen, Jauche seigenden Geschwüre Maden erzeugen, ohne zur Entstehung dieses Uebels Anlaß gegeben zu haben.

Von den mit langen Haaren besetzten Theilen verbreitet sich dieses Uebel über den Hals, Kopf und die Flanken. Ein eigener, Jucken erregender Reiz, welcher über dem ganzen Körper verbreitet zu seyn scheint, befördert die Allgemeinwerdung, die Erstreckung dieser Krankheit über den ganzen Körper. Die Thiere reiben, jucken, schauern sich, schwächen dadurch die festen Theile der noch gesunden Stellen, und verursachen durch diesen Reiz das Zudringen jener Schärfe, deren Häufung nun die geschwächten festen Theile nicht mehr Widerstand leisten können. Auf diese Art und durch die fressende, sich umherverbreitende Jauche der schon eiternden Geschwürchen, nimmt das Uebel von Tage zu Tage zu und verbreitet sich in kurzer Zeit zu jener Größe dieser Krankheit, die den ganzen Körper des Thieres einnimmt.

Nach

Nach und nach, bey dem weitern Fortschreiten der Krankheit, sterben die Wurzeln der Haare ab, die Haare werden an ihren obersten Enden bleicher, verändern die Farbe und fallen am Ende ganz aus. Nun kommen ganz nackende Stellen mit Schärfen und Jauche seigenden Geschwürchen zum Vorschein, die das Ansehen des Thieres entstellen und von dem schon einen hohen Grad erreichten Uebel zeugen.

Ausser diesen erwähnten Zufällen wird die Raude noch mit einem Fieber begleitet, das jedoch wenig merklich ist und nur dann am sichtbarsten wird, wenn das Thier aus einem warmen Stall plötzlich an die kalte Luft kömmt. Uebrigens behält es seine gewöhnliche Freßlust bey. Sehr selten und nur in einem hohen Grade der Krankheit versagen die Thiere ihr Futter. Allein durch den unaufhörlich juckenden Reiz, der besonders des Nachts vermehret ist, durch das Reiben der Thiere selbst, das ihnen jede Ruhe entziehet, werden sie abgemattet und kraftlos, ihr Blut wird zur Fäulnis immer mehr geneigt, die festen Theile werden

den geschwächt, und am Ende, wenn man die Ueberhandnehmung des Uebels nicht hindert, verfallen sie in Auszehrung und Faulfieber und gehen auf diese Art ganz zu Grunde.

Kein Mittel ist zur Heilung dieser Krankheit schädlicher und zweckloser, so allgemein bekannt, angerathen und gebraucht es auch immer seyn mag, als das Aderlassen. Es verdünnet und verunreiniget das Blut noch mehr, es schwächt das Thier um desto mehr und gewisser, je tiefer seine Lebenskraft gesunken und sein Nervensystem verstimmet ist. Nie hat es in dieser Krankheit, so wie in allen, nur wenige ausgenommen, die den thierischen Körper befallen, Heilung bringende Folgen. Immer ist es schädlich, verderblich, unnütz und gefährlich. Am zweckloseſten ist es aber wohl bey diesem Uebel, wo die Krankheitsmaterie über die Naturkraft des Thieres gesiegt, sie unterdrückt oder wenigstens geschwächt hat. Ich kenne kein Mittel, das die Fortschritte, und die Ausbreitung dieser Krankheit so schnell, so sicher begünstigte, als eben dieß elende Mittel,

tel, das Aderlassen. Es tödtete schon mehrere Thiere als Pest und Seuchen, und demohngeachtet wütet es noch fast mit gleicher Stärke wie ehedem in den Provinzen und bey den Armeen, ohne daß es durch Anordnungen der Aerzte, oder ernstliche Gesetze wäre verhindert und verbannet worden. Noch kennt der Bauer und eine Menge gelehrtseynwollender Eigenthümer von Pferden, noch kennt der gemeine Schmied, öfters wohl auch der gemeine Fahnenschmied noch kein besseres, kein heilenderes und anwendbareres Mittel, das, wie er glaubt, in jeder Krankheit von gutem Erfolge seyn kann und muß, als das Aderlassen. So lange selbst noch Bücher über die Thierarzneykunde es zu begünstigen scheinen und man noch in Zeitungen Lobreden auf die guten Wirkungen hält, die es bey dieser oder jener Krankheit hervorgebracht haben soll: so lange wird es freylich noch eine Pest des Landes zum Unglück der Eigenthümer und der Thiere bleiben.

Eben so unnütz und fast eben so schädlich, zwecklos und nachtheilig für des Thieres Wohl

ist die Verminderung seines Futters bey dieser Krankheit, wo man unter dem ärztlichen Vorwande einer zu brauchenden Diät das Thier hungern und darben läßt, die Lebenskräfte dadurch schwächt, das Blut entgeistet und so zu dem Anwuchs des Uebels immer mehr und mehr Anlaß giebt. Und doch gehört auch dieses Mittel, wie das vorhergehende, mit unter die ersten, welche man zur Heilung dieser und noch mehrerer Krankheiten so fehlerhaft anwendet, doch hat auch dieses Mittel seinen öftern Gebrauch, sein großes Ansehen in der Thierarzneykunde noch nicht verlohren, so nachtheilig, zurücksetzend und schädlich es auch dieser Wissenschaft und den Thieren selbst ist. Noch reden Männer, die sich diese Kunst zu eigen gemacht haben wollen, von der Diät, wenn ein Pferd erkrankt, ohne ihre verderblichen Folgen zu kennen, ohne eigentlich zu wissen, was sie meinen und damit nutzen wollen. Es geht diesem Mittel, wie einigen Gesetzen, die man um des alten Herkommens willen beybehält, ohne ihren Zweck und ihre Folgen untersucht

tersucht zu haben, die oft so nutzlos und verwerflich sind als diese Kurart durch Diät.

Bey dieser Krankheit reiche man dem Thiere doch ja sein gewöhnliches Futter und nehme darauf Bedacht, daß dieß gut und nahrhaft sey. Besonders untersuche man das Heu. Es muß trocken, gut eingebracht, wohl aufbewahrt und mit gewürzhaften Kräutern vermischet seyn. Saures Heu ist dem Pferde zu jeder Zeit, aber vorzüglich bey dieser Krankheit schädlich. Es vermehrt den Hang, die Disposition des Blutes zu diesem Uebel, es wirkt wie Oel im Feuer. Man halte ihm öfters des Tages frisches reines Wasser zum Saufen vor. Sollte es bis jetzt Korn gefressen haben, so gebe man ihm das seiner Natur gedeihlichere Futter, Hafer. Korn macht zu viele Säure, und ist um deswillen, so wie das Mehlsaufen, das nicht immer erneuert und zu welchem das Gefäß nicht rein genug gehalten wird, bey dieser Krankheit schädlich.

Ferner ist zur Heilung der Raude durchaus nothwendig, daß das Thier in einen hellen, luftigen, reinlichen und wohl gebauten Stall gebracht

bracht wird, daß es täglich frische Streu bekömmt und der Stand desselben zum Legen und Wälzen nicht zu eingeschränkt sey. So nothwendig auch die Bewegung in frischer freyer Luft zur Heilung des Thieres erfordert wird, so schädlich ist ihm hingegen eine übermäßige Anstrengung, die das Maas seiner jetzt geschwächten Kräfte übersteigt.

Dann muß das Thier vorzüglich von allem Schmuz, Staub, Schweis, abgestorbener Haut, alten Schärfen und Crusten durch öfters wiederholtes Putzen sorgfältig gereiniget werden. Doch muß man dabey mit der Striegel die schon mit Geschwüren besetzten Theile nicht zu sehr reizen. Mehr noch muß man die Reinigung dieser Stellen durch Waschen als wie durch Putzen zu bewirken suchen. Seifenwasser oder gemeine Lauge, die, wo möglich, aus Eichenrinde verfertiget ist, thut hierzu die besten und zugleich heilsamsten Dienste. Man wäscht damit die leidenden Theile mehrere Male des Tages und fährt damit so lange fort, bis die Stellen von aller Unreinigkeit befreyet sind. Doch

muß

muß das Seifenwasser oder diese Lauge jedes Mal ganz kalt, nie warm oder lau angewendet werden.

Indeß wird man doch mit allen diesen Reinigungen und äusserlichen Mitteln, wenn das Uebel nicht noch in der Geburt ist, oder seine Entstehung allein dem Reize des äusserlichen Schmuzes zu verdanken hat, die vollkommene Heilung ohne alle Rückfälle nicht erlangen. Man nehme daher

Schwefelblumen ½ Pfund,

gemahlne, pulverisirte Eichenrinde, 12 Lt. und mache diese Species mit Honig oder Hollunder- oder Wachholdermuße zu einer Latwerge, wovon man dem Thiere täglich drey Mal, früh, Mittags und Abends nämlich, drey bis vier Löffel (Spatel) voll auf die Zunge streicht. Früh und Mittags muß es vor dem Füttern, Abends aber nach dem Abfüttern geschehen. Zuvor muß man jedes Mal das Thier saufen lassen. Der in den Zähnen und an den Lefzen zurückgebliebene Ueberrest der Arzney verursacht sonst dem Thiere einen übeln Ge-

schmack, weshalb es, um ihn nicht wieder zu erneuern, nicht gern saufen will, und doch ist das Wasser zur schnellern und wirkungsvollern Auflösung dieser Arzneymasse nöthig.

Als äusserliches Mittel bedient man sich eines Dekokts von

Tabacksasche,

Schierlingskraut und

Osterluzeykraut von jedem eine Hand voll in einem Maas Lauge von Eichenrinde verfertiget, oder in deren Ermangelung in einem Maas Kalkwasser *) gekocht, dann durchgeseigt und in dem Durchgeseigten

sublimirtes ätzendes Queckſilber, 2 Qt.

Salmiak, 1½ Quentchen

aufgelöset. Mit diesem Dekokt, das eben so reinigend als heilend ist, wäscht man mehrere Male des Tages die leidende Stelle und fährt damit bis zur gänzlichen Heilung fort.

Hätte

*) Kalkwasser wird auf folgende Art zubereitet: Man nimmt ein halbes Pfund ungelöschten Kalk, schüttet anderthalb Maas Wasser darauf, rührt es um und giebt das helle Wasser nach zwölf Stunden oben ab.

Hätte das Thier aber nur an einigen wenigen Stellen Schärfen, wäre das Uebel weniger allgemein und wären die Geschwürchen weniger bösartig: so kann man sich, nebst den genannten innerlichen Mitteln, folgender Salbe zur schnellen, sichern und baldigen Heilung mit gutem Erfolge bedienen. Man nimmt

Schweinefett, ¼ Pfund,

Schwefelblumen, 2 Loth,

weißgestürztes Queckfilber, 2 Quentchen, und macht dieses wohl unter einander gemischet zu einer Salbe, mit welcher man einige Male des Tages die kranken Stellen streicht. Doch muß man dabey das Waschen dieser Stellen mit Lauge und Seife nicht unterlassen und es jedes Mal einige Stunden nachher, als man die Salbe angewendet hatte, wiederholen.

Nur zu gewöhnlich und oft vorkommend sind die Rückfälle dieser Krankheit. Man muß daher, wenn auch die kranken Stellen ganz von Schärfen, Crusten und Geschwüren gereiniget sind, mit dem Gebrauch dieser Arzneymitel, besonders mit dem äusserlichen, noch fortfahren,

um die nur gar zu gern sich einstellenden Rückfälle dieser Krankheit zu hindern.

Was jene Thiere anbetrifft, deren Lebenskräfte ganz gesunken, deren Blut in dem höchsten Grade verunreiniget und zu diesem Uebel geneigt gemacht worden ist, das wässerig, dünn, der Fäulnis und der Auflösung nahe, bey denen das Nervensystem verstimmt und die Krankheit allgemein geworden ist, wo sie veraltet, vernachläßiget, durch übermäßige Anstrengung, durch entzogene Ruhe, durch schlechtes Futter, üble Pflege, faule, dunstige Ställe noch mehr erhöhet und zu jener Größe angewachsen ist, welche die Thiere zu Scandalen ihres Geschlechtes macht, wo alle Haare ausgefallen, Crusten, Schärfen und Geschwüre alle Theile bedecken und die Raude den ganzen Körper überzieht — von diesen kann man nur mit Geduld in langer Zeit ihre völlige Genesung auch bey dem pünktlichsten Gebrauche der besten zweckmäßigsten Arzneymittel, bey aller Reinigung und der sorgfältigsten Pflege erwarten.

Man

Man lasse nur nie Ader in der irrigen Meynung, das Blut zu reinigen. Man wird es dadurch vermindern und doch bedarf desselben das Thier so nöthig, so unentbehrlich zu seiner Erholung, zur Rückkehr seiner Lebenskräfte.

Eben so wenig, wie ich das auch schon erwähnet habe, setze man das Thier auf eine gewisse Diät. Im Gegentheile reiche man ihm gutes nahrhaftes, wohlschmeckendes, seiner Natur anpassendes und gedeihliches Futter in dem Maase, als es der Instinct des Thieres verlangt, stelle es in einen reinlichen luftigen Stall, reinige es sorgfältig, entziehe ihm die nöthige Ruhe nicht, gebe ihm eine seinen Kräften angemessene Arbeit und so kann man auch bey diesen Thieren, deren Krankheit schon einen hohen, ja den höchsten Grad erreicht hat, die rückkehrende Gesundheit hoffen.

Fünfte Unterhaltung.

Allgemeine Regeln des Auf- und Absitzens, als eine Anleitung zur Unterhaltungsstunde über diesen Gegenstand, für angehende und wirkliche Unterofficiere.

So wesentlich nöthig die practische Kenntnis dieser Wissenschaft für den Officier selbst ist, so unentbehrlich wird ihm auch eine theoretische Uebersicht davon zu dem Unterrichte, welchen er dem gemeinen Cavalleristen und vorzüglich den angehenden und wirklichen Unterofficieren hierüber zu ertheilen hat. Es ist wohl eine anerkannte Wahrheit, daß unsere Cavallerie, so sehr sie auch im Ganzen den Beyfall der Kenner aus allen Truppen erhalten hat und noch erhält, doch im einzelnen Reiten, in der sogenannten Bahnenreiterey und einer gewissen richtigen, zweckmäßigen, systematischen Anweisung dieser Wissenschaft noch zurück ist. Doch giebt es Ausnahmen und der Unterschied ist auf-

auffallend, mit welchem sich einige Escadrons und Compagnien einiger Regimenter vor andern hierinnen auszeichnen. Es ist dieß eine Behauptung, zu welcher ich wohl die Beystimmung noch mehrerer meiner Cameraden erhalten werde. Doch auch eben so gewiß wird man mir eingestehen, daß man im Ganzen diese Wissenschaft noch sehr mechanisch betreibt. Selten sieht man einen Unterofficier der richtige, theoretische und practische Kenntnisse über diesen Gegenstand hat. Bey den meisten Compagnien und Escadrons betreibt man das Zureiten der Remontepferde und die Abrichtung junger Soldaten im Reiten so, wie den mechanischen Unterricht in Handgriffen zu Fuß. Nur wenige Officiere geben ihren Unterofficieren und Gemeinen natürlich guten Reitern in der Compagnie, die vielleicht besonders Lust und Fähigkeit haben, Unterhaltungsstunden darüber, so unumgänglich nöthig solcher Unterricht auch zu einer guten und zweckmäßigen Reiterey ist, um diesen Menschen Begriffe darüber beyzubringen, die sie auf der Bahne bey

den

den Commandowörtern: Lang changirt! kurz changirt! doch unmöglich erhalten können.

Bey manchen Regimentern ist man in der Anweisung der Regeln zum Auf- und Absitzen, zur Positur, zur Führung der Faust, zur Stellung des Pferdes und zum Gebrauch der Schenkel noch nicht gleichstimmig. Sogar bey manchen Compagnien sind die Unterofficiere in der Anweisung dieser Regeln verschieden. Dieß eben gerade nicht aus Gründen, die vielen über diese Gegenstände mangeln, sondern aus einmal angenommener Meinung, die ihnen vielleicht ein voriger, jetzt längst verweseter Capitain durch Befehle darüber aufdrang, bey dessen Compagnie sie sonst standen, und die oft viele aus unüberzeugter Vorliebe, bey allen unumstößlichen Beweisen dawider, nicht anders ablegen als durch Gegenbefehle. Doch ist es nach meinen Gedanken so wesentlich nöthig, daß Unterofficiere, wenigstens einige bey der Compagnie oder Escadron, denen man gewöhnlich das Zureiten der Remontepferde und die Dreßirung der Recruten zu Pferde überläßt,

läßt, eine nähere theoretische und practische Kenntnis von dieser Wissenschaft hätten, die sie freylich durch niemand anders als durch ihre Officiere der Compagnie erlernen können. Um so nothwendiger wird daher eine genaue Kenntnis der allgemeinen Regeln der Reitkunst für den Officier. Ich glaube daher, aus dieser Rücksicht genommen, für meine angehenden Cameraden keinen uninteressanten Gegenstand gewählet zu haben, wenn ich ihnen die allgemeinen Regeln des Auf- und Absitzens als eine Anleitung zu einer Unterhaltungsstunde über diesen Gegenstand mittheile.

Ich sage, die allgemeinen, die wesentlichen Regeln der Kunst zweckmäßig auf- und abzusitzen, unter welcher man nicht nur die Benutzung der Hülfen, sich gut, leicht und anständig zu Pferde zu schwingen versteht, sondern bey welcher man auch die Gefahren, die damit verbunden sind und die Mittel ihnen zu entgehen, kennen lernt. Diese Regeln sind es, welche ich hier liefere, ohne mich auf die militairische Anweisung dieser Wissenschaft mit

Tempos,

Tempos, die nicht eigentlich zu den Regeln dieser Kunst, sondern zu der militairischen Gleichförmigkeit gehören, einzulassen. Und ich weiß nicht — es ist dieß eine Idee, die ich der Zurechtweisung der Kenner und meiner Obern unterwerfe, — ich weiß nicht, ob es nicht selbst nachtheilig für das Fassungsvermögen des noch rohen, mit den Regeln der Reitkunst noch ganz unbekannten jungen Mannes ist, wenn man ihn diese Wissenschaft im ersten Anfange nach Tempos lehret. Mich dünkt, man verwirrt dadurch nur des Mannes Denkkraft. Indem er Acht giebt, was er bey dem Tempo Eins! Zwey! Drey! zu thun hat, vergißt er die wesentlichen Regeln des Auf- und Absitzens. Wäre es daher nicht besser, den noch rohen Mann erstlich diese letztern nebst ihren Hülfen und ihren Nutzen zu lehren und ihm dann nachher die militairische Gleichförmigkeit mit Tempos beyzubringen? Diese wird er nun eben so leicht begreifen, als es ihm anfangs, ehe er noch die wesentlichen Regeln des Auf- und Absitzens kannte, schwer fiel, sie zu behalten.

Dieß

Dieß wäre denn die Arbeit einer halben Stunde, in welcher man die ganze junge Mannschaft zusammen nähme und ihnen von einem Unterofficier die Tempos anweisen ließ, oder sie selbst anwieß. Man entgieng auf diese Art zugleich auch dem Nachtheil, daß die Tempos, wie es oft geschieht, eben so verschieden angewiesen werden als die Zahl der darinnen unterrichtenden Unterofficiere ist. Denn gewöhnlich sind diese auch hierinnen unübereinstimmend, welches freylich eine Folge von dem Mangel einer richtigen Instruction ihrer Officiere ist. Ueberdieß sind unter diesen Tempos Dinge mit begriffen, die ganz und gar nicht zu den Regeln der Reitkunst gehören, wie z. B. das Schlagen mit der Hand auf den Sattel, das Zusammenschlagen der Sporen, der innern Fläche der Absätze, das bey manchen Compagnien bey dem kurzen Aufenthalte im Bügel beym Auf- und Absitzen gebräuchlich ist und was nur immer zu einer militairischen zierlich seyn sollenden Gleichförmigkeit gerechnet wird.

Uebrigens

Uebrigens erinnere ich mich nicht, in den Campagnen, welche ich mitzumachen die Ehre hatte, ein einziges Mahl beobachtet zu haben, daß nach Tempos wäre auf- und abgesessen worden. Aufgesessen! Abgesessen! war Alles, was ich bey ganzen Regimentern und größern Trupps commandiren hörte und was ich bey meinem kleinen Trupp selbst commandirte. Geschah dieß schnell und entschlossen, so hatte der Mann seine Schuldigkeit, die dabey zu beobachten war, auf das beste erfüllt. Soll nicht jede unserer Uebungen im Frieden eine Vorbereitung zum Kriege seyn? Wozu also die Tempos, deren Kenntnis man dann gar nicht braucht und die vielmehr noch bey kurzen, geschwinden Auf- und Absitzen den Nachtheil hervorbringt, daß sie den Mann langsam, zögernd und unentschlossen macht?

Würde es aus dieser Hinsicht genommen, nicht von vortheilhaftern Folgen für den Dienst seyn, den Mann gleich im Anfange der Dienstzeit an schnelles, lebhaftes, entschlossenes aber regelmäßiges Auf- und Absitzen zu gewöhnen

und

und ihm die Hülfen, sich mit Leichtigkeit und mit Anstand zu Pferde zu schwingen, bekannt zu machen, anstatt die Zeit mit Anweisung von Tempos zu verbrauchen, die er lernt, um sie ungenützet und unangewendet wieder zu vergessen?

Noch mehr: Liegt nicht selbst die Ursache von unsern so häufig gedrückten Pferden mit in dem übeln, schlechten, obgleich nach Tempos angewiesenen und abgemessenen Auf- und Absitzen des Mannes, einem Aufsitzen, das man bey vielen mit größtem Rechte ein sich zu Pferde Wälzen als ein sich zu Pferde Schwingen nennen kann? Ist nicht das Anhalten beym Aufsitzen mit der rechten Hand an die hintere Sattelbausche, durch welche der Mann sich gleichsam hinaufzieht und Sattel und Decke dabey durch die Kraft seiner Schwere aus der richtigen Lage bringt, oft, und nur leider! allzuoft der Grund davon? Es ist eine Hülfe, die der Mann beym Aufsitzen, ich weiß nicht ob aus unrichtiger Anweisung oder aus Nachläßigkeit, so gern als

die Bestimmung, sich damit empor zu ziehen annimmt, da sie doch nur zu der Unterstützung des Gleichgewichts seines Oberleibes dienen soll. Säße man nun noch mit solchen Mannschaften in Campagne, wo der Sattelgurt durch Mangel an Futter, durch anhaltende Märsche zu weit geworden ist, mit Tempos auf und ab, gewiß würde, besonders bey schweren Regimentern, die Hälfte der Mannschaften bey dem Halt im Bügel sich mit dem Sattel drehen und herabfallen.

Mir dünkt daher, das Auf- und Absitzen mit Tempos gehöre mit unter jene Pedantereyen des Dienstes, die der Zeit entgegen reifen und die so wenig zu dem wahren Zweck desselben gehören, wie so Verschiedenes, welches Reglements und Punkte heiligten. Doch es ist dieß, wie gesagt, eine Idee, von der ich sogleich zurückkehren werde, so bald man mir ihr Nachtheiliges beweißt. Ich gehe nun zu den allgemeinen Regeln dieser Wissenschaft selbst über.

Ehe

Ehe der Reiter zu Pferde steigt, muß er ganz genau untersuchen, ob der Sattel und das Hauptgestelle nach der Angabe der dritten Unterhaltung dieses ersten Heftes gehörig und regelmäßig liegt. Jedes Stück muß der Reiter einzeln übersehen und untersuchen, ob der Sattelgurt, die Zügel, die Steigleder auch fest und noch ganz sind. Er muß sich in dieser Rücksicht auf keinen, auch nicht auf seinen eigenen Reitknecht verlassen. Oft ist es bey dergleichen Leuten Mangel des Fleißes, oft auch Unwissenheit. Bey beyden ist Zurechtweisung und Vorsicht nöthig.

Hat man dieses genau erfüllt, so stellt man sich hinter des Pferdes linke Schulter, nahe am Sattelgurt so, daß man weder zu weit vor nach dem vordern, noch zu weit zurück nach dem hintern Schenkel steht, damit man von bösen Pferden weder von vornen gehauen noch von hinten geschlagen werden könne. Dann nimmt man seine Trensenzügel in die linke volle Hand, theilt seine Stangenzügel mit dem zweyten Mittelfinger von oben

herab, so, daß der kleine Finger auf die äussere Fläche des linken Stangenzügels, der zweyte Mittelfinger zwischen dem Zügel, und der Zeige- und Mittelfinger auf die äussere Fläche des rechten Stangenzügels gleich unter dem Schieber fest angedrückt und dadurch das Rutschen der Zügel verhindert wird.

Die Zügel müssen weder zu fest noch zu locker angezogen werden. Sind sie das erstere, so giebt man leicht Gelegenheit, daß das Pferd bey dem Aufsitzen steigt, oder wenigstens, je nachdem es mehr oder weniger Gefühl im Maule hat, zurücktritt. Sind die Zügel beym Aufsitzen zu lang und das Pferd wird durch keinen Reitknecht gehalten: so geht es in währendem Aufsteigen des Reiters fort, welches für einen ungeübten Reiter vorzüglich, aber auch für den besten gefährlich werden kann.

Die Regel hiervon ist: Der Stangenzügel muß in dem Maase angezogen seyn, daß die Faust des Reiters, so wie im Reiten fühlt, daß das Pferd Anlehnung auf das Mundstück hat,

hat, das heißt: der Reiter muß gelinde Fühlung von dem Anstehen der Zügel und der Anlehnung der Stange auf des Pferdes Laden haben.

Nun setzet man die untere und äussere Fläche der linken Hand fest auf den Grund von dem Kamme des Pferdes auf, und zieht sich mit der rechten Hand einen Zopf Mähnen, aber nicht zu viel auch nicht zu wenig. Nimmt man die Hand zu voll, so kann man die Mähnen nicht umspannen. Nimmt man zu wenig, so können die Mähnen beym Aufsitzen reissen. Die Schwere des Reiters und die Kraft, die er beym Aufsitzen braucht, fällt dann allein in die Stangenzügel und er kommt in Gefahr sich mit dem Pferde zu überschlagen. Hat man nun einen Zopf Mähnen gefasset, so zieht man ihn gut an, so daß die untere Fläche der linken Hand ganz auf dem Grunde von dem Kamme des Pferdes angedrückt wird, und wickelt die Spitzen desselben um den Zeigefinger der linken Hand, worauf

man den Daumen drückt, damit sie nicht durch die Hand hindurch glitschen.

Es ist einer der größten Fehler, der die übelsten Folgen nach sich ziehen kann, wenn man die Mähnen nicht ganz völlig fest durch die linke Hand gezogen hat, so, daß die äussere und untere Fläche der linken Hand nicht auf den Grund des Kammes aufsitzet. Denn da uns die linke Hand die größte Hülfe beym Aufsitzen geben muß, so könnten leicht durch die dabey angewendete Gewalt die Mähnen durch die Hand hindurch glitschen. Die Kraft, die wir uns beym Aufsitzen geben und die Schwere unsers Körpers selbst fiel alsdenn in die Zügel, und wir wären eben dem traurigen, vorhin erwähnten Schicksale, wenn die zu wenig genommenen Mähnen rissen, ausgesetzet, wir könnten uns in währendem Aufsitzen mit dem Pferde überschlagen.

Hat man die Zügel und die Mähnen nach vorhin beschriebener Art genommen, so stellt man sich so nahe als möglich an das Pferd heran. Dieß Heranstellen ist der größte Vortheil,

theil, welcher uns das Aufsteigen erleichtert, besonders wenn man stark vom Leibe, dick angezogen oder im Küraß ist.

Träte man weit vom Pferde ab, so könnte man

1) das Knie nicht so fest an das Pferd anlegen, eine Hülfe, deren Nutzen ich hernach beschreiben werde.

2) Folgte daraus, daß die Spitze vom Fuße, indem man damit in den linken Steigbügel tritt, an des Pferdes Bauch käme, es kitzelte und empfindliche Pferde würden dadurch im währenden Aufsteigen unruhig werden.

3) Müßte man mit dem linken Fuß um so mehrere Kraft anwenden, um sich nur erst aus der entfernten Stellung an das Pferd heranzuziehen, ehe man sich noch die Kraft zum Aufsteigen selbst geben könnte.

Ohne diesen Vortheil, daß man ganz nahe an das Pferd herantritt, ist man bey hohen Pferden und etwas dick angezogen, gar nicht im Stande, sich aufzuschwingen. Auch ist

dieß die einzige Hülfe, die es möglich macht, ganz geharnischt aufzusitzen.

Ist dieß geschehen, so ergreift man mit der rechten Hand den linken Bügel und hält ihn, damit er bey dem Aufsitzen nicht verdrehet werde, und tritt den mit dem linken Fuß bis an den Ballen hinein. Träte man tiefer hinein, so verlöhre man nicht nur die Fühlung des Bügels, sondern wäre auch in Gefahr, wenn das Pferd beym Aufsitzen prellte und man herabfiele, im Bügel hängen zu bleiben und geschleift zu werden. Tritt man nicht bis an den Ballen hinein, so kann der Fuß, besonders des Winters, wenn Eis am Bügel gefroren ist, leicht abglitschen und würde dadurch nicht allein das Pferd unruhig machen, sondern man auch in Gefahr kommen, zurück zu fallen.

Hat man nun auf diese jetzt beschriebene Art den Fuß bis an den Ballen in den Bügel gesetzet, so muß man das Knie fest an das Pferd anlehnen. Je fester man das Knie anlehnet, je weiter wird man nicht nur die

Spitze

Spitze des Fußes von des Pferdes Bauch entfernen, sondern um so leichter, anständiger und zierlicher wird man sich auch zu Pferde schwingen können und um so weniger wird man die Kraft der linken Hand dazu bedürfen. Auch ist diese Hülfe nach den Regeln der Mechanik richtig. Das Knie macht gleichsam den Unterstützungspunkt von dem Hebel, den unser Körper in diesem Augenblicke vorzustellen scheint und von welchem, nach meinen Begriffen darüber, bey dem Aufschwingen die Spitze des linken Fußes den Punkt der Kraft, das Knie den Punkt der Unterstützung und unser Oberleib den Punkt der Last ausmacht.

Ausser diesem Vortheil, uns leicht, anständig und mit weniger Kraft zu Pferde zu schwingen, welchen uns das stäte Anlehnen des Kniees verschafft, ist es auch noch die Hülfe, die unserm Körper Festigkeit und Ruhe bey diesen Bewegungen giebt und unsern Oberleib im Gleichgewichte erhält.

Nun verläßt die rechte Hand den Bügel und geht an die hintere linke Sattelbausche. Hier dient sie, unserm Oberleib bey dem Emporschwingen und dem kurzen Halte im Bügel als eine Unterstützung, sich im Gleichgewichte zu erhalten. Eine Hülfe, der die meisten Reiter einen unrichtigen Zweck beylegen, welchen sie mehr als einen Vortheil sich emporzuziehen, ansehen, so fehlerhaft diese Anwendung auch ist und so nachtheilig sie für das Pferd werden kann. Denn durch das Anhalten mit der rechten Hand an die linke Sattelbausche bey dem Emporschwingen, oder das man auf die Art, wie es so oft geschieht, richtiger noch, ein sich Emporzerren nennen muß, wird der Sattel und die darunter liegende Decke aus ihrer gehörigen Lage gebracht, und kann sehr leicht Anlaß zum Drücken geben.

Der Reiter soll sich zu Pferde schwingen, aber nicht zerren, ziehen oder wälzen. Man muß auch mit untergestemmten rechten Arme zu Pferde steigen können und dieß doch gut, anständig und regelmäßig.

Die

Die linke Hand und die feste Anlehnung des Kniees sind allein die Hülfen, deren man, um sich gut zu Pferde zu schwingen, bedarf. Das Anhalten, oder vielmehr nur das Anstützen der rechten Hand an die hintere linke Sattelbausche ist nur der Vortheil, der nebst dem festen Anlehnen des Kniees unserm Oberleib Festigkeit beym Emporschwingen giebt und ihn im Gleichgewichte erhält.

Ist das jetzt Angegebene gehörig beobachtet, so giebt man sich nun mit dem rechten Fuße einen Schwung, um sich empor zu bringen. Die Kraft, welche die linke Hand bey dieser Hülfe zugleich anwendet und die stäte Anlehnung des Kniees sind die Vortheile, welche uns diese Bewegung erleichtern und uns, nebst der Anstützung der rechten Hand auf die hintere linke Sattelbausche, Festigkeit, Gleichgewicht und Anstand geben.

Hat man sich nun gerade mit ausgestreckten Oberleibe so weit emporgehoben, daß der rechte Fuß dem im Bügel stehenden linken Fuße gleich ist, so bleibt man in dieser Stellung

lung einen Moment stehen. Unser Oberleib muß dabey eben so wenig vorwärts nach dem Sattel zu geneigt als wie rückwärts gebogen seyn. Beydes kann sehr leicht dem Reiter gefährlich werden, so bald das Pferd einen unerwarteten Sprung macht, wo er entweder über selbiges hinwegstürzen oder rückwärts fallen würde. Bleibt er aber mit gleichem, ausgestrecktem Rückgrade in einer senkrechten Stellung im Bügel stehen, so ist er im Gleichgewichte und hat, wenn er sich in demselben zu erhalten weiß, auch bey Springen des Pferdes, wenn nur Alles am Sattel fest und derselbe gut gegurtet ist, nicht zu befürchten, daß er herabfalle.

Doch darf der Halt in dieser Stellung nicht lange dauern, um das Pferd nicht unruhig zu machen, so wie er überhaupt mehr für das Auge des Zuschauers als zu den eigentlichen Regeln der Kunst selbst gehöret.

Nunmehr geht der rechte Schenkel ganz ausgestreckt über des Pferdes Kruppe, zugleich

gleich verläßt die rechte Hand die linke hintere Sattelbausche und stemmt sich verwendet mit ausgestreckten stäten rechten Arme auf die vordere rechte Sattelbausche. Die ganze Schwere des Reiters ruht nun auf dem rechten Arme, so daß er sich ganz sanft in den Sattel hineinsetzen kann.

Bey dieser Bewegung muß der Schenkel ganz ausgestreckt und erhaben seyn, wozu uns die feste Anlehnung des linken Kniees die meiste Hülfe giebt. Im entgegengesetzten Falle berühret man mit dem Schenkel selbst oder mit dem Sporen des rechten Stiefels des Pferdes Kruppe, wodurch es nicht allein zur Unruhe gereizet wird, sondern wodurch man auch bey bösen und rohen Pferden Anlaß zum Bocken oder wenigstens zum Springen geben könnte.

Eben dieselben übeln Folgen wird ein unsanftes Niedersetzen in den Sattel hervorbringen: Ja bey jungen und noch ungerittenen Pferden könnten beyde Fehler, wenn man

sich

sich zu jählings in den Sattel würfe oder auch mit Schenkel oder Sporen die Pferdekruppe berührte, die Veranlassung seyn, daß sie ungern oder wohl gar nicht mehr aufsetzen ließen. Um den erstern Fehler zu vermeiden, muß daher der Reiter seine ganze Schwere auf den ausgestreckten rechten Arm zu vertheilen suchen, damit er sich sanft in den Sattel niedersetzen kann, und nicht, wie es so oft geschieht und ohne Anwendung dieser Hülfe nicht anders geschehen kann, gleichsam in den Sattel hinein fällt.

Die rechte Hand wird dabey verwendet, das heißt: so auf die vordere rechte Sattelbausche aufgestemmt, daß die Nägel auswärts kommen und der Daumen den Unterstützungspunkt der Hand ausmacht.

Sitzet man fest im Sattel, so verläßt die linke Hand sogleich die Mähnen und bringt vermittelst der rechten, die nun auch die vordere Sattelbausche verließ, die Zügel in Ordnung. Die Hand nimmt nun eine Stellung an, die ich in der Unterhaltung über die Positur

situr und die Führung der Faust im zweyten Hefte dieser Unterhaltungen näher beschreiben werde.

Die Zügel selbst behält man nach der im Anfange dieser Abhandlung beschriebenen Art. Wären sie noch etwas zu lang, so verkürzet man sie, indem man mit der rechten Hand an das Ende derselben greift und es anziehet. Thäte man dieß nicht am Ende der Zügel, so gäbe man Anlaß, daß oft ein Zügel mehr als der andere verkürzet würde, wodurch man eine ungleiche Fühlung im Maule des Pferdes hervorbrächte. Daß die Zügel beyde eine völlig übereinstimmende Länge haben müssen, läßt sich ohne Erinnerung denken.

Ist dieses geschehen, so nimmt man mit erhobener und einwärts gebogener Spitze des Fußes, ohne jedoch dabey herabzusehen, welches die Positur des Reiters verstellen würde, den Bügel. Am leichtesten geschiehet dieses durch einen gelinden Schlag mit der Spitze des Fußes an den äussern Rand der hintern Biegung desselben, der uns durch Uibung

so

so mechanisch wird, daß wir den Zweck davon fast nie verfehlen.

Es ist unrichtig und kann für den Reiter gefährlich werden, den Bügel eher zu suchen, bevor er seine Zügel nicht gehörig geordnet hat. Viele Pferde haben nicht allein den so kunstwidrigen Fehler an sich, sogleich fortzugehen, wenn der Reiter im Sattel ist, sondern es ist auch überhaupt und in jeder Rücksicht genommen, äusserst fehlerhaft und unrichtig uns einem Thiere anzuvertrauen, das man noch nicht in seiner vollen Gewalt hat und die Mittel, wodurch es unter unsern Willen steht, am spätesten zu ergreifen. Mich däucht, es sey eben so thöricht, als wenn der Schiffer, dessen Schiff auf offener See flott gemacht wird, zuletzt ans Steuerruder denken wollte, und der Zügel ist dem Reiter das, was dem Schiffer das Steuerruder ist, verstehen sie dieses nicht gehörig zu führen, so sind sie beyde verlohren. Wenigstens ist jener dem willkührlichen Willen des Thieres und dieser den zufälligen Winden und den tobenden Wellen des Meeres überlassen.

Ich

Ich weiß, daß ich mich durch die Angabe dieser Regel von dem Gesetze unsers gewiß vortrefflich ausgearbeiteten Reglements entferne, das in dem Kapitel über die Anweisung zum Aufsitzen befiehlt, erst den Bügel zu suchen, ehe die linke Hand die Mähnen verläßt und die Zügel ordnet. Allein die Erlernung der allgemeinen Regeln der Reitkunst, der ich mich in der frühern Epoche meines Lebens gewidmet hatte, und die Erfahrungen, welche ich sowohl als Lections-Bereiter-Scholar auf der Ritterakademie zu Dresden als auch als Officier in Anweisung der Reitkunst machte, haben mich überzeugt, daß dieser reglementmäßige Unterricht unrichtig ist. Auch glaube ich, daß ich bey dieser allerdings freyen Behauptung den Beyfall noch mehrerer meiner Cameraden erhalten werde, die, so wie ich, oft die Erfahrung bey ungeübten Reitern und Rekruten gemacht haben werden, welche, indem sie mit dem rechten Fuße den Bügel suchten, das Pferd entweder mit der Spitze vom Fuße selbst, oder mit dem Steigbügel berühr-

ten, so daß es unruhig zu werden anfieng, und da es der Reiter noch nicht durch die Zügel in seiner Gewalt hatte, fortlief, welches einem noch ungeübten Reiter, der die Hülfen, sich schnell zum Herrn seines Pferdes zu machen, noch nicht kennt, einen Theil seiner Fassung benimmt.

Selbst bey einem geübten, erfahrnen und geschickten Reiter bleibt es immer die erste und dringendste Pflicht, die er sich selbst und der Kunst schuldig ist, seine Zügel sogleich zu ordnen, als er sich in den Sattel gesetzet hat, besonders bey jungen noch rohen Pferden, die oft in dem Augenblicke zu bocken anfangen, als sich der Reiter in den Sattel setzet. Wollte er nun erstlich den Bügel suchen, ehe er sich seiner Zügel versicherte, so läge er, indem das Pferd dadurch Zeit gewönne, ihm die Zügel durch die linke Hand durch zu ziehen und den Kopf herunter zu nehmen, vielleicht schon auf der Erde, ehe er Zügel und Bügel genommen hätte.

Auch

Auch bey zugerittenen, sonst frommen Pferden bleibt es immer Regel, die Zügel eher zu nehmen, als man seinen rechten Bügel sucht. Denn auch bey diesen Pferden kann uns niemand Bürge seyn, daß sie nicht in demselben Augenblicke eine Ungezogenheit begehen, als man sich in den Sattel gesetzet hat. Durch welches Mittel kann man dieses verhindern, wenn das Einzige, das uns zu Herren des Pferdes macht, die Zügel nicht in unserer Gewalt und geordnet sind? Und so lange sie noch mit den Mähnen verwickelt sind, sind sie keines von beyden.

Doch ich glaube das Fehlerhafte und Nachtheilige davon, den Bügel eher zu nehmen, bevor man nicht seine Zügel gehörig geordnet hat, ist zu einleuchtend, als daß ich noch mehrere üble und für den Reiter gewiß gefährliche Folgen anzuführen bedarf. Ich will vielmehr zu den allgemeinen Regeln des Absitzens übergehen.

Beym Absitzen verläßt die linke Hand ihre Stellung, die sie beym Reiten hatte und ver-

kürzet die Zügel vermittelst der rechten noch etwas, dann setzet sie ihre untere Fläche wieder fest auf des Pferdes Kamm auf. Die rechte Hand ordnet einen Zopf Mähnen und giebt ihn in die volle linke Hand, dessen Spitzen sie wieder, um das Durchglitschen zu verhindern, fest anzieht und um den Zeigefinger der linken Hand wickelt, worauf der Daumen gedrückt wird.

Bey diesem Allen müssen dieselben Regeln, wie bey dem Aufsitzen befolget werden, so daß die Zügel aus den schon erwähnten Gründen weder zu sehr noch zu wenig angezogen sind. Im ersten Falle gäbe man Anlaß zum Steigen, wenigstens, wenn auch das Pferd nicht zu fühlbar im Maule wäre, doch zum Zurücktreten. Im zweyten Falle hätte es Freyheit, in derselben Zeit, als der Reiter aufsteigt, fortzugehen.

So müssen auch die Mähnen gut angezogen und ihrer weder zu viel noch zu wenig genommen werden. Die untere Fläche der

linken

linken Hand muß fest auf den Grund des Pferdekamms aufsitzen.

Ich erinnere noch einmal, daß wenn die Mähnen nicht gehörig durch die volle linke Hand genommen, fest angezogen und die Spitzen derselben um den Zeigefinger gewunden würden, sie bey der Kraft, die man sich mit der linken Hand giebt, leicht durch die Hand durchfahren können, wo alsdenn diese erwähnte Kraft und die Schwere des Körpers vom Reiter selbst in den Zügel fiel und das Pferd sich sehr leicht überschlagen könnte, welches für den Reiter, der jetzt eben im Absitzen begriffen ist, eben so, wie beym Aufsitzen, äusserst gefährlich werden könnte.

Auch habe ich schon bey den Regeln zum Aufsitzen erwähnt, daß einen Zopf zu vieler Mähnen die Hand nicht umspannen und aus dieser Rücksicht nicht fest halten kann, so wie zu wenig genommene Mähnen reissen, welches den Reiter aus denselben Gründen, welche

ich

ich eben anführte, in die Gefahr, sich mit dem Pferde zu überschlagen bringen könnte.

Ist dieses Alles nach diesen beschriebenen Regeln geschehen, so wird die rechte Hand mit stets ausgestrecktem rechten Arme verwendet auf die rechte vordere Sattelbausche aufgesetzet und der Körper damit gelüftet, zugleich verläßt der rechte Fuß den Bügel.

Die Schwere des Körpers ruht nunmehro wieder ganz auf dem rechten Arme und der rechte Schenkel paßirt ganz ausgestrecket und erhoben, damit er das Pferd nicht berühre, die Kruppe des Pferdes. Indem verläßt nun die rechte Hand die vordere rechte Sattelbausche und stützet sich auf die linke hintere.

Den Vortheil, diese Bewegung leicht und mit Anstand zu machen, giebt uns die stäte Anlehnung des linken Knees und die Kraft der linken Hand, indem die rechte Hand nur als eine Unterstützung unsers Oberleibes und ihn im Gleichgewichte zu erhalten, dient.

Der Reiter zieht nun den rechten an den im Bügel stehenden linken Fuß heran und

einige

einige behaupten, daß ein Zusammenschlagen mit den Sporen ein zierlicher Anstand dabey sey. Der Oberleib ist gerade ausgestreckt und aus den angeführten, daraus entstehenden übeln Folgen weder zu viel vorwärts über das Pferd noch zu viel rückwärts gelehnt.

In dieser Stellung verweilt der Reiter wieder einen Moment. Dann tritt er mit dem rechten Fuß, nämlich mit den Zehen desselben zuerst, langsam und sanft auf die Erde. Das Knie des linken Schenkels bleibt fest an das Pferd gelehnt, um zu verhindern, daß daß die Spitze vom Fuße nicht an des Pferdes Bauch komme.

Gewöhnlicher Weise geschiehet dieses Herabtreten zu viel vorwärts und nicht in der Richtung, daß der Reiter gleich hinter des Pferdes Schultern, in der Gegend, wo der Sattelgurt liegt, zu stehen kommt, wo er nicht allein Gefahr läuft von bösen Pferden gehauen zu werden, sondern auch Anlaß giebt, daß junge noch rohe Pferde, die den Reiter noch nicht kennen und welchen er durch sein

zu vorwärts geschehenes Herabsteigen zu jähling vors Auge kommt, erschrecken und besonders, wenn der Reiter, wie es meistentheils zugleich fehlerhaft mit geschieht, anstatt sich sanft und langsam mit dem Fuße auf den Boden niederzulassen, gleichsam herabfällt, zu prellen anfangen, das für den Reiter, der immer noch mit dem linken Fuße im Bügel steht, nicht allein gefährlich werden kann, sondern auch für die Bearbeitung des jungen Pferdes die übelsten Folgen hat. Denn dieß wird nun, indem es auf die Seite prellt, um dem Reiter zu entgehen, mit der Spitze des Fußes am Bauche berührt, und im Zügel gerissen, von welchen nun der erschrockene Reiter die Mähnen fallen läßt, um es daran zu halten. Hätte der Reiter sogar das Unglück im Bügel hängen zu bleiben und geschleift zu werden, so würde das Pferd dergleichen Ungezogenheiten beym Absitzen lange Zeit nicht ablegen, die eben so gefährlich für den Reiter als nachtheilig für die Dreßirung des Pferdes sind. Aus diesem Allen folgt, daß man besonders

sonders bey jungen noch rohen Pferden nicht langsam und ruhig genug absitzen kann. Dieß ist ein Gegenstand, worüber ich in einer Abhandlung über die Bearbeitung junger Pferde noch mehr zu sagen, Gelegenheit finden werde.

Hat der Reiter den rechten Fuß mit den Zehen zuerst, damit er sich ruhig und sanft niederlasse, in der Stellung auf die Erde gesetzet, daß er nahe und gleich hinter des Pferdes Schultern zu stehen kommt, und daß er, wie beym Aufsitzen, weder von vornen gehauen noch von hinten geschlagen werden kann, dann verläßt die rechte Hand die hintere linke Sattelbausche und geht an den Bügel, um diesen bey dem Herausnehmen des linken Fußes zu halten. Denn sehr oft ist zur Winterszeit die Stiefelsohle an dem Bügel angefroren oder in schmuzigen Wegen der Fuß, besonders bey engen Steigbügeln so eingepackt, daß er nicht so leicht aus dem Bügel geht. Wollte man mit dem Fuße prellen, so würde dieß bey jungen Pferden wieder zu demselben Fehler Anlaß geben, den ich oben beschrieben habe.

Deshalb hält die rechte Hand den Bügel, welchen bey jungen noch rohen Pferden auf der rechten Seite noch immer ein Reitknecht oder Reiter hält. Der linke Fuß verläßt nunmehro den Bügel und mit diesem die rechte Hand zugleich.

Jetzt steht nun der Reiter wieder in gerader aufgerichteter Stellung, die Absätze beysammen, hinter des Pferdes Schultern. Die linke Hand verläßt die Mähnen und die rechte zieht den Schieber der Stangenzügel herab, daß sie nicht herunter hängen und das Pferd hineintrete oder haue.

Ist dieß geschehen, so macht er eine Wendung links und tritt (jedoch so, daß seine rechte Hand an den Trensenzügel herabgleitet, welchen er bey dieser Bewegung so wie beym Aufsitzen nie ganz aus der Hand lassen muß) bey alten und zugerittenen Pferden rasch und mit militairischen Anstand, bey jungen noch rohen Pferden aber langsam, nicht ohne Behutsamkeit und mit Liebkosungen einen Schritt vorwärts, hier hängt er die Kinnkette aus,

schnallt

schnallt den Nasenriemen lockerer und giebt das Pferd ab, oder ist der Reiter der Wärter des Thieres selbst, so nimmt er die Trensenzügel unter die Stangenzügel durchgesteckt herab und führet es fort.

Die rechte Hand kömmt dabey eine Spanne hinter des Pferdes Kinn so, daß der Zeigefinger derselben die Trensenzügel theilt, die übrigen Finger auf die äussere Fläche des rechten und der Daumen auf die äussere Fläche des linken Trensenzügels zu liegen kommen. Die linke Hand ergreift das Ende derselben, um wenn das Pferd durch Hauen ihn zwänge, die rechte Hand von dem Zügel fahren zu lassen, er es an der linken immer noch in seiner Gewalt hat.

Schlägt das Pferd hinten aus oder will zu viel forteilen, so muß es der Führer mit der rechten Hand durch die Trensenzügel zurückarbeiten und ihm bey dem ersten Fehler den Kopf in die Höhe zu nehmen suchen, wodurch es genöthiget wird, seine eigne Schwere mehr auf das Hintertheil zu werfen und zu dem Ausschlagen weniger Freyheit hat.

Nichts ist fehlerhafter, nichts kann für das Pferd üblere Folgen nach sich ziehen als wenn man es am herabgenommenen Stangenzügel führt. Springt das Pferd aus Muth oder aus Schüchternheit, oder haut es aus Bosheit nach dem Führer, so pflegen es ungeduldige, ungeschickte und unwissende Führer, um es zu bestrafen, mit dem Zügel zu prellen. Ist dieß nun der Stangenzügel, so kann eine dergleichen Behandlung nicht nur allein die Zunge gefährlich beleidigen, sondern die Laden können dadurch auch so zerprellt werden, daß Entzündung, Eiterung und Knochenfras darauf erfolgt. Eine Krankheit, die nicht nur allein sehr langsam und beschwerlich zu heilen ist, sondern auch durch einen nur etwas zu rüden Anzug der Stangenzügel sogleich wieder aufs neue hervorgebracht wird und wobey ich verschiedene Erfahrungen, die ich theils als Bereiter theils als Officier gemacht habe, anführen könnte. Doch ich erlaube mir nur eine hier einzurücken, die zugleich ein warnendes Beyspiel ist, sich nie auf ein Pferd zu setzen, ohne gehörig die Lage

des

des Mundstückes und die Laden und Zunge des Pferdes selbst betrachtet zu haben.

Es war in den ersten Jahren, in welchen ich mich der Erlernung der Wissenschaften eines Stallmeisters gewidmet hatte, als ein gewisser Hofcavalier, Graf von S. auf der Leipziger Messe ein Pferd gekauft hatte, das seiner äussern Gestalt und auch selbst seiner Bravour nach die Stelle verdiente, zu welcher es bestimmt war, zu dem Reitpferd eines Fürsten. Der Graf hatte es weder selbst geritten noch einem von seinen Leuten reiten lassen. Er wollte das Urtheil meines Lehrers, des Oberbereiters und mehrerer dabey stehenden Bereiter darüber hören und bat, daß es einer von uns Scholaren vorreiten möchte. Ein gewisser Kutzleben, der mit Recht die erste Stelle unter uns Scholaren dazumal einnahm, that dieß, doch etwas unvorsichtig und nachläßig, so daß er das Pferd, das der äussern und oberflächlichen Uebersicht nach gut und nach allen Regeln der Reitkunst gezäumt und gesattelt schien, ohne genauere Untersuchung bestieg. Kaum war er hinauf, ritt es

an

an und wollte es durch die Faust und Schenkel vereinigen (zusammen nehmen, auf die Hankschen setzen) als es anfieng Sätze zu machen, durchzugehen und bey jeder Parade immer wieder aufs neue anfieng Sprünge zu thun, deren Ursache eben so wenig Bosheit als Muthwillen zu seyn schien. Jetzt fiel Kutzleben seine Nachläßigkeit ein. Er stieg ab, untersuchte des Pferdes Zäumung und fand, daß die ganzen Laden zerprellt und in cariöse Eiterung übergegangen waren. Wir wußten nun die Ursache seiner Sprünge und seines Durchgehens. So bald der Reiter auch nur den feinsten Anzug that, bey welchem das Mundstück den angegangenen Kinnbackenknochen berührte, suchte das Pferd durch Sprünge seinem Reiter und mit ihm dem neu gereizten Schmerz zu entgehen. Es gieng, da Sprünge den Reiter nicht entfernten, durch, aus Schmerz, den jeder Anzug ihm verursachte. Das Pferd wurde nun unter Aufsicht des Professor Reuters auf die Roßarzneyschule gestellt und geheilt. Allein der Schade war alt, die Säfte des Pferdes eben nicht die

besten,

besten und der Beinfras dauerte eine lange Zeit noch fort, in welcher es zum Dienst ganz unbrauchbar war. Und auch dann nach seiner Herstellung mußte es nur von einer äusserst feinen Faust geführt werden, sollte es nicht von neuen in diesen Fehler verfallen.

Eben so hatte auch ein Officier von der Garde du Corps ein Pferd mit demselben Fehler gekauft, das ich nach seiner Herstellung selbst zugeritten habe und das in währender Krankheit und auch lange Zeit nach seiner Genesung bey dem feinsten Anzuge aus Schmerz, den ihm auch dieser verursachte, durchgieng.

Doch ich kehre nach der Erzählung dieses zu dem eigentlichen Zweck dieser Abhandlung selbst wieder zurück.

Steigt man mit einer Reitruthe auf, so giebt man sich diese, noch ehe man die Mähnen ergreift, in die volle linke Hand mit der Spitze nach der Erde zugekehrt. Führte man die Spitze der Ruthe in die Höhe, so ist man bey furchtsamen und schüchternen Pferden in Gefahr, daß sie sich davor scheuen und in währenden Aufsitzen,

sitzen auf die Seite prellen. Sitzet man im Sattel, so greift die rechte Hand über die linke herüber und nimmt die Ruthe nicht allzujähling heraus, zugleich läßt man die Mähnen los, ordnet die Zügel und führet die Ruthe in der rechten vollen Hand, des Pferdes linkem Ohre gegen über.

Steigt man mit der Reitruthe ab, so giebt man sich dieselbe mit der rechten Hand über die linke herüber so, daß die Spitze davon unterwärts kommt, nimmt nun einen Zopf Mähnen und befolgt übrigens alle Regeln, die ich bey dem Absitzen angab.

Dieß wären die allgemeinen Regeln des Auf- und Absitzens, die einem denkenden Officier Stoff genug darbieten werden seinen Untergebenen mehr darüber zu sagen und ihnen deutlichere Begriffe durch praktische Anweisungen verschiedener Regeln dieser Kunst beyzubringen, wo ein theoretischer Unterricht nicht hinreichend ist. Ich habe meine Absicht erwünscht und vollkommen erreicht, wenn ich dadurch meine unerfahrnen Cameraden nicht ohne nützliche Folgen für sich und den Dienst selbst unterhalten habe.

Ende des ersten Hefts.

B 11089

(1/2)

KD 18

ULB Halle 3
007 246 153

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-812188-p0125-9

en

Officiere

Dienstes, der
ntnis.

cker,
en-Regimente,
nntnisse von
dieser

7.
ndlung.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-812188-p0127-0